Band 884 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

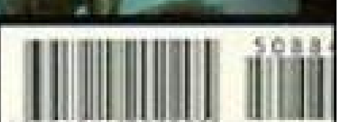
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mondwölfe

Band 884 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 15
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Mondwölfe

John Sinclair Nr. 884

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 13.06.1995

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Mondwölfe

Bill Jackson hatte Rita in einer billigen Bar aufgegabelt und sie dazu überredet, den Rest der Nacht bei ihm zu verbringen. Er wollte ihr sogar zwanzig Pfund zahlen, und Rita, knapp bei Kasse, hatte zugestimmt.

Jetzt lagen die Stunden hinter ihr. Draußen hätte eigentlich der Morgen grauen sollen, er tat es nicht. Der November gehörte zu den dunkelsten Jahreszeiten, und den ganzen Tag über würde es wohl nicht so richtig hell werden. Dichter Nebel und tiefhängende Wolken, da hatte die Sonne keine Chance. Schmuddelwetter nannte man so etwas. Eigentlich paßte es zu Rita Bucklys Stimmung, denn nach dieser Nacht kam sie sich vor wie durch die Gosse gezogen.

Auf der Bettkante hockte sie und rauchte. Die Wohnung des Mannes war kaum besser als ihre eigene. Dabei hatte er im Pub einen guten Eindruck gemacht, er war zumindest gepflegt gekleidet gewesen, aber dieser Verschlag in einem Hinterhaus, dazu noch unter dem Dach konnte höchstens Tauben einen gewissen Komfort bieten, aber nicht Menschen.

Den Aschenbecher hatte sie neben sich gestellt. Hinter ihr schnarchte Jackson. Sie roch seinen Schweiß. Die Wände oder das Fenster vor ihr, integriert in eine Gaube, waren nicht isoliert. Das Zimmer ließ sich deshalb nur schlecht beheizen und war feucht.

Rita hustete, als sie den Zigarettenqualm »verschluckte«.

Das Schnarchen hörte für einen Moment auf. Sie befürchtete, daß Bill Jackson aufwachen würde, was zum Glück nicht eintrat. Er drehte sich nur auf die andere Seite und schlief weiter.

Die Frau drückte die Zigarette aus. Der Geschmack in ihrem Mund war undefinierbar. Plötzlich fror sie, und ihr fiel ein, daß sie nackt war.

Die Kleidung lag am Boden, aufgetürmt zu einem kleinen Hügel. Jackson war wie ein Wilder über sie hergefallen, kein Vorspiel, nichts, er hatte nur seinen Trieb befriedigen wollen.

Rita fand das Leben beschissen. Aber was sollte sie tun? Sie war vierzig, und für sie war der Zug schon abgefahren. Zwei gescheiterte Ehen, aus denen sie nie als Siegerin hervorgegangen war. Die Arbeitslosigkeit, dann mal wieder ein Job für einige Monate, sie krebste am Existenzminimum herum, und wenn es sie packte, dann gabelte sie sich hin und wieder einen Typen auf. Wenn er bezahlte, um so besser.

Rita sah nicht schlecht aus. Niemand merkte, daß sie ihre Haare hatte dunkel färben lassen. Auch mit ihrer Figur war sie noch einigermaßen gut dabei, aber ohne Schminke kam sie nicht aus. Das Leben hatte bereits Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen.

Rita erhob sich.

Zuerst schaute sie durch das Fenster. Die Welt dahinter schwamm im trüben Dunst. Die anderen Dächer sah sie als nasse Schatten. Schornsteine reckten dunkle Arme in die Höhe. London mußte längst erwacht sein, nur kriegte sie davon nicht viel mit.

Sie wollte etwas trinken. Schon einmal war sie aufgestanden und hatte sich gewaschen. Leider nicht mit warmem Wasser. Das funktionierte in der Nacht nicht.

Sie wußte, wo die Küche lag. Die war nicht größer als eine Vorratskammer. Eine Person hatte schon seine Probleme, eine zweite hätte nur gestört. In einem alten Kühlschrank fand sie Mineralwasser.

Sie öffnete den Verschluß, setzte die Flasche an und ließ das kalte Zeug in ihre Kehle gurgeln, was ihr unheimlich guttat.

Zweimal trank sie. Dann stellte sie die Flasche wieder weg und verzog dabei das Gesicht, weil sie aufstoßen mußte. Sie schüttelte sich leicht, schloß die Tür und verließ die Küche wieder. In der Wohnung gab es auch einen Miniflur und eine Naßzelle. Im Flur hing ein Spiegel, und vor ihm blieb sie stehen. Nackt betrachtete sie sich im Spiegel. Sie verzichtete darauf, das Licht einzuschalten, denn sie

wollte sich nicht vor sich selbst erschrecken. An einem Morgen wie diesem in den Spiegel zu schauen, das konnte eine große Enttäuschung werden.

In einer Gesellschaft, wo immer mehr die Jugend und die Schönheit in den Vordergrund gedrückt wurden, wobei beides so vergänglich war, fühlte sich die Frau an die Wand geschoben. Sie war nicht mehr dort, wo die Action lief, und manchmal tat es ihr gut, wenn noch jemand für sie bezahlte.

Die Lippen verzogen sich zu einem Grinsen, als sie daran dachte. Dieser Jackson hatte sie genommen, und sie hatte nichts dabei gefühlt, sondern daran gedacht, das Geld in Kleidung anzulegen. Sie kannte da einen Laden, in dem getragene Klamotten billig verkauft wurden. In die kleine Waschzelle mit der engen, tröpfelnden Dusche wollte sie nicht gehen, und auch das Frühstück konnte sich der Kerl in die Haare schmieren. Es war am besten, wenn sie in ihre Kleidung stieg und auf leisen Sohlen die Bude verließ.

Den dunklen Mantel hatte sie an einen Türhaken an der Innenseite aufgehängt. Wenn sie fertig war, würde sie ihn schnappen und sich dann zurückziehen.

In seiner Bude schnarchte der Kerl noch immer. Ein Bett, ein Schrank, ein kleiner Tisch, drei Stühle und eine Glotze nebst Videorecorder bildeten die Einrichtung. Es gab keine Gardinen, und der Boden war mit einer billigen Massenware ausgelegt. Selbst im Sommer konnte man hier trübsinnig werden und würde zusätzlich vor Hitze vergehen, wenn die Sonne auf dem Dach brannte.

Jackson lag jetzt auf dem Rücken. Sie war ihm in der Nacht des öfteren durch die Haare gefahren, und er hatte es auch nicht glatt gestrichen. Die dunkelbraunen Strähnen hingen ihm in die Stirn, als wollten sie sich mit den Bartschatten vereinigen.

Er schnarchte nicht mehr so laut, sein Atem ging jetzt ruhiger und regelmäßiger. Rita befürchtete, daß er aufwachen würde. Möglicherweise kam er dann noch auf dumme Ideen, wenn er sie nackt sah, und sie streifte so rasch wie möglich die Kleidung über. Sie stieg in den Slip, einen BH trug sie nicht. Ihre Brüste waren noch gut und fest. Der blaue Pullover wurde übergestreift, dann waren die Hose an der Reihe und die dazu passenden dunkelblauen Socken. Nun glitt sie in die flachen Schuhe mit dicken Kreppsohlen.

Sie war fertig.

In der rechten Hosentasche knisterten die Scheine, die Handtasche stand auch griffbereit. Sie mußte sich nur bücken, um nach ihr zu fassen. Dann nichts wie weg.

Die Finger berührten bereits den Bügel, als sich alles änderte. Sie hatte nicht mitbekommen, daß sich Jackson im Bett herumgewälzt hatte. Vielleicht hatte er auch nur den Arm ausgestreckt, um den

Lichtschalter der neben dem Bett stehenden Leuchte zu erreichen, jedenfalls wurde es plötzlich hell, und die Frau war so überrascht, daß ihr ein leiser Schrei entfuhr.

Sie hörte das Lachen. Dann die Stimme. »Wolltest du einfach verschwinden, Rita?«

Ihr Herz hämmerte. Sie dachte nicht mehr an die Tasche. Die Hände zitterten plötzlich, und sie richtete sich wieder auf.

Hau ab! Renn einfach los! Pack deinen Mantel und verschwinde! Die Sätze zuckten durch ihren Kopf, aber sie hörte nicht auf ihre innere Warnung, sondern sagte, indem sie sich umdrehte und auch zu Lächeln versuchte: »Nein, Bill, ich wollte nicht verschwinden.«

»Aber du bist angezogen, Süße.«

Süße! Wie sie das Wort haßte. Das hörte sich nach Hure an und klang auch zu jung für sie. Rita drehte sich ganz um. Sie versuchte es mit einem Lächeln.

»Ja, ich bin angezogen.«

»Und?« Die Antwort hatte ihm nicht gereicht, das sah sie dem Liegenden an.

Rita war es gewohnt, Ausreden zu finden. Sie behielt auch ihre Stimme unter Kontrolle. »Nun ja, weißt du, ich bin jemand, der am Morgen immer Hunger bekommt, und ich hatte eigentlich vor, etwas zum Frühstück zu holen. Ist das schlimm?«

Jackson schaute sie an. Rita fühlte sich unter seinem Blick unbehaglich. Er war so sezierend, und sie wußte nicht, ob der Kerl es ernst meinte oder nicht. Deshalb vertiefte sie ihr Lächeln. Möglichst harmlos erscheinen, das war es dann.

»Nein, ist nicht schlimm.«

»Wunderbar, Jack, dann kann ich uns ja etwas besorgen.«

Er überlegte. »Kannst du - später.«

Sie schluckte. Scheiße, dachte sie, das hätte nicht kommen dürfen. Das machte ihre Pläne zunichte.

An Flucht dachte sie auch nicht mehr. Vielleicht sollte sie es auf eine andere Art und Weise versuchen, noch einmal ihre Waffen einsetzen und ihn so richtig fertig machen im Bett. Sie kannte da einige Tricks.

Sein Lächeln gefiel ihr nicht. Es machte ihr klar, daß Bill ihr nichts glaubte. Und dann entdeckte sie noch einen Ausdruck in seinen Augen, mit dem sie überhaupt nicht zurechtkam. Er war kalt und lauernd, als würde er überlegen, was er mit ihr noch alles anstellen sollte.

»Setz dich«, sagte er.

Sie wollte sich einen Stuhl holen. Nach dem ersten Schritt schon holte Bills Stimme sie ein. »Nicht auf den Stuhl, Süße. Setz dich hier auf das Bett. Mir gefällt auch nicht, daß du angezogen bist. Ich kann mich erinnern, daß du nackt besser ausgesehen hast, und ich will

nicht nur in der Erinnerung leben.«
»Was willst du denn?«
»Setz dich!«
Sie tat es, und sie wunderte sich, daß ihre Knie dabei zitterten. Sonst war sie nicht so empfindlich, in diesem Fall aber sah einfach alles anders aus.
Sie drückte sich nieder. Das Bett kam ihr plötzlich hart wie ein Brett vor, obwohl es ausgelegen war.
Um den Mann anschauen zu können, mußte sie sich umdrehen.
Rita fiel es schwer, und sie nahm sich vor, nicht auf all seine Wünsche einzugehen. Er hatte in der Nacht schon einiges davon angedeutet, und das würde sie auf keinen Fall machen, auch dann nicht, wenn er ihr noch einige Scheine gab.
Eine schnelle Nummer, okay, aber keine Schweinereien, das überließ sie den Profis.
Er grinste sie an. Sie empfand dieses Grinsen als schmierig und ärgerte sich auch, daß eine leichte Röte über ihr Gesicht floß.
»Na…?«
»Was willst du denn?«
»Rate mal?« Mit einer blitzschnellen Bewegung schlug er das Bettlaken zurück.
Wollte sie Jackson nicht sehen, hätte Rita die Augen schließen müssen, das aber tat sie nicht. Sie starrte ihn an, sie sah ihn nackt, sie sah seine Männlichkeit, das aber huschte an ihr vorbei, als wäre nichts gewesen. Etwas anderes nahm ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Etwas, das sie nicht begreifen wollte, das nicht in ihren Kopf hineinpaßte und einfach nur widerlich oder eklig war.
Seine linke Schulter hatte sich verändert. Da war die Haut anders, als sie hätte sein sollen. Etwas anderes hatte dort seinen Platz gefunden.
Und das war echt.
So echt, wie das Fell eines Tieres nur sein konnte.
Rita schrie!

***

Es war ein sirenenhafter Schrei, der sich da aus ihrem Mund löste. Ein Schrei, wie sie ihn bei sich selbst noch nie gehört hatte. Einfach furchtbar, und er zitterte als Echo zwischen den Wänden. Rita Buckly hatte den Mund weit aufgerissen, die Augen wollten ihr aus den Höhlen treten, zugleich schwammen sie in Tränen, und deshalb nahm sie die Bewegung des Mannes nur schattenhaft war.
Bill Jackson lag nicht mehr. Er hatte sich aufgerichtet und saß jetzt im Bett. Rita sah, wie sich sein linker Arm zurückbog. Sie konnte die Bewegung noch nicht richtig einordnen, aber sie sah, daß der Mann ausholte.

Warum?

Und er traf!

Seine flache Hand erwischte ihren Kopf. Plötzlich bewegte sich ihre Umgebung wie ein zuckendes Etwas. Sie spürte die Schmerzen und auch das Brennen auf ihrer Wange, dann sah sie nicht mehr den Mann, sondern die Decke. Rita lag vor dem Bett auf dem Teppich. Ihre Augen brannten, das Gesicht schmerzte. Sie hoffte für sich, daß alles nur ein Alptraum gewesen war und sie sich die Veränderung an Jacksons Schulter nur eingebildet hatte.

Das Schreien war verebbt. Sie wimmerte vor sich hin. Ihr Gesicht war naß. Dann bemerkte sie die leichten Vibrationen des Fußbodens unter ihr. Sie wußte, daß der andere aufgestanden war und jetzt auf sie zukommen würde, und weit riß sie die Augen auf.

Jackson hatte das Bett tatsächlich verlassen. Breitbeinig blieb er vor ihr stehen. Er hatte seine dunkle Hose übergestreift, doch der Oberkörper war weiterhin nackt, so daß sie das wuchernde Fell an seiner Schulter sah.

Nur darauf konnte sich Rita konzentrieren. Selbst mit Gewalt gelang es ihr nicht, den Blick davon loszureißen.

Das wuchernde Fell war braun und grau zugleich, wobei die erste Farbe überwog. Das Graue zog sich nur als Streifen hindurch, und sie konnte jetzt auch erkennen, daß sich ihre allerletzte Hoffnung ebenfalls verflüchtigt hatte.

Das Fell war beileibe nicht auf die Schulter gelegt oder geklebt worden. Es wucherte aus der Haut hervor oder hatte sie verschwinden lassen. So genau kam sie damit nicht zurecht.

Ein Gefühl blieb: die Angst!

Eine bohrende, furchtbare Angst, mit der sie einfach nicht zurechtkam. Als sich der Mann bückte, da löste sie endlich ihren Blick von seiner veränderten Schulter und schaffte es, sich auf sein Gesicht und damit auf seine Augen zu konzentrieren.

Waren es noch dieselben Augen, die sie in der Nacht erlebt hatte? Oder hatten sie sich verändert?

Sie wußte es nicht.

Jedenfalls leuchteten die Pupillen in einem ungewöhnlichen Glanz. Sie waren zwar noch dunkel, aber unter dieser Dunkelheit lag eine andere Farbe.

Kalt und gelb!

Augen wie bei einem Raubtier.

Sie schluckte und wischte über ihre Stirn, wo sich der Schweiß wie eine Ölschicht abgesetzt hatte.

Jackson hielt ihr die Hand hin. »Los, komm hoch!«

Rita wußte, daß sie nicht liegenbleiben durfte. Wenn sie das tat, dann drehte er noch durch. Sicherlich würde er sie wieder schlagen.

Deshalb war es besser, nach der Hand zu fassen. Zudem war Rita eine Frau, die sich im Überlebenskampf auskannte. Bisher war es ihr immer gelungen, sich aus gefährlichen Situationen herauszumanövrieren, mit Raffinesse, Geschick und einer guten Portion Abgebrühtheit. Und das wollte sie auch in dieser Lage. Dazu mußte sie Jackson aber zunächst in Sicherheit wiegen und auf seine Wünsche eingehen.

Deshalb ergriff sie seine Hand und ließ sich von ihm auf die Beine ziehen. Er löste sie nicht und zog sie so hart zu sich heran, daß Rita gegen ihn prallte. Dabei konnte sie nicht vermeiden, daß ihre Hand über das Fell an der Schulter hinwegglitt. Es fühlte sich weich an, wie das einer Katze, trotzdem ekelte sie sich davor. Zu einer Katze hätte es gepaßt, nicht aber zu einem Menschen.

Auch Jackson hatte ihren Zustand bemerkt. Als sie zurückzuckte, lachte er. »Gefällt dir das nicht?«

»Weiß nicht.«

Rita hatte den Kopf gedreht, sie wollte Bill und das Fell nicht anstarren. Jackson aber griff zu. Mit mehreren Fingern umfaßte er Ritas Kinn und drehte ihren Kopf so, daß sie ihn anschauen mußte.

Wieder starrte sie in die Augen des Mannes und entdeckte darin die ungewöhnliche Veränderung, die sie wieder an ein Raubtier erinnerte.

Lieber Gott, laß es nicht wahr sein! hämmerte es durch ihren Kopf. Das ist ja Wahnsinn! Das ist verrückt! Das ist einfach nicht zu fassen. Es soll nicht wahr sein, bitte nicht!

Jackson selbst sprach sie auf seinen Zustand nicht an. Er redete sehr allgemein, lächelte sogar und sagte mit leiser Stimme: »Wolltest du uns nicht ein Frühstück holen?«

»Ja, ja, das wollte ich.« Sie nickte. »Du hast Hunger?«

Nein, Rita hatte keinen Hunger, aber sie sagte genau das Gegenteil von dem.

»Das ist gut, auch ich habe Hunger. Und deshalb werden wir gemeinsam frühstücken. Aber du brauchst dir wegen des Essens keine Sorgen zu machen, Süße. Hättest du in den Kühlschrank geschaut, hättest du gesehen, daß noch genügend vorhanden ist.« Er drehte sie um und schlug ihr die flache Hand gegen den Rücken. »Los, Süße, in die Küche! Ich brauche was, bevor ich dich noch einmal rannehme.«

Rannehme, hatte er gesagt!

Dieses letzte Wort jagte wie ein Stich durch ihren Kopf. Ihr Gesicht verzog sich vor Ekel, was er zum Glück nicht sehen konnte.

Wie eine Schlafwandlerin ging sie in die Küche und erwachte erst dann, als sie vor dem Kühlschrank stand. Jackson war ihr gefolgt. Auf der Türschwelle blieb er stehen.

»Mach Kaffee!«

Sie nickte.

Jackson setzte sich. Es gab keinen Tisch. Dafür so etwas wie eine

Eßbar. Das Brett nahm die Breite des Zimmers ein. Es war nur ein schmaler Tapeziertisch, der von zwei Dreiecken aus Metall gestützt wurde. Davor standen drei alte Barhocker.

Grinsend nahm Jackson auf dem einen Platz! Er schaute zu, wie die Frau Geschirr aus einem offenen Regal nahm, wo auch die Kaffeemaschine stand. Sie fand die Dose mit dem Kaffee, zog ein Papierfilter aus der Packung und füllte Kaffeepulver hinein.

Jackson schaltete inzwischen das winzige Radio ein. Ein Sender brachte flotte Morgenmusik, und ein Moderator sprach dazwischen. Er freute sich, daß an diesem Tag Freitag war und wünschte ein schönes Wochenende.

Auch Rita Buckly hörte die Worte. Sie konnte ihnen nicht glauben. Wenn es ihr nicht gelang, so schnell wie möglich von hier wegzukommen, dann würde das Wochenende für sie zu einer Hölle werden oder sogar zu etwas Schlimmerem.

Sie schauderte. Die auf den Untertassen stehenden Tassen vibrierten leise, und Rita war froh, daß sie das Geschirr endlich auf dem Tisch abstellen konnte.

»Nervös?« fragte Jackson.

Sie hob die Schultern und drehte sich weg. Hinter ihm hörte sie sein Lachen.

Reiß dich zusammen, Rita, reiß dich um Himmels willen zusammen! Du darfst nicht durchdrehen, du mußt die Nerven bewahren. Cool bleiben, dann wird sich irgendwann auch eine Chance für dich ergeben. Du hast alles geschafft, auch das hier wird vorbeigehen. Dabei wunderte sich die Frau über ihren Mut, als sie Jackson fragte, ob sie sich ihre Handtasche holen durfte.

»Warum das denn?«

»Weil ich mich kämmen will.«

Er starrte sie für einen Moment mißtrauisch an, und die Frau versuchte, ein so harmloses Gesicht wie möglich zu machen. Sie war beruhigt, als er nickte.

Mit zitternden Knien, aber inzwischen doch etwas mutiger, verließ sie die Küche.

Die Handtasche stand noch neben dem Bett. Rita hob sie an, kehrte in den Flur zurück und sah Jackson in der offenen Küchentür stehen. Er hatte ihr nicht getraut, sein Grinsen sagte alles.

Vor dem Spiegel blieb sie stehen. Das Licht hatte sie mittlerweile eingeschaltet, den Kamm aus der Tasche geholt, und als sie sich jetzt anschaute, da bohrte sich das Erschrecken tief in ihre Brust.

Himmel, wie sehe ich aus!

Gealtert, schrecklich gealtert. Es lag nicht an der vergangenen Nacht, es war die Angst, die ihre Gesichtszüge hatte grau werden lassen. Tiefe Furchen durchzogen die Haut. Die Lippen waren so blaß, daß sie sich

kaum von der Haut abhoben.
Die Angst hatte es tatsächlich geschafft, ihre Zeichnung im Gesicht der Frau zu hinterlassen. Im Magen lag ein Klumpen. Automatisch strich sie mit dem Kamm durch ihr Haar und entdeckte auch wieder die grauen Strähnen. Sie würde sich das Haar nachfärben lassen müssen oder - Mist, es war egal. Für sie zählte nur, aus dieser Hölle heil herauszukommen.
»Es reicht, ich habe Hunger!«
Und ich nicht, dachte Rita, denn in ihrem Magen lag die Furcht wie ein würgender Klumpen, der in Richtung Kehle wanderte. Der Kamm verschwand wieder in der Tasche, dann ging sie in die Küche und ließ die Tasche am Spiegel stehen.
Es roch nach Kaffee. Draußen wurde es allmählich heller. Aber noch immer hockte der Dunst vor dem schrägen Dachfenster, mehr eine Luke, die durch einen Hebel in die Höhe geschoben werden konnte.
Bill Jackson hatte bereits den Tisch »gedeckt«. Käse und Brot. Beides sah alt aus. Die Brotscheiben bogen sich bereits.
Rita suchte nach Schimmel, als sie sich auf den Hocker setzte. Zuvor hatte sie den Kaffee in die großen Tassen eingeschenkt. Mit einem gefährlich aussehenden Messer säbelte Jackson einige Käsescheiben ab, und dabei grinste er sie tückisch an.
Rita senkte den Blick.
»Was denkst du?«
»Nichts.«
»Lüg nicht.« Er trat gegen ihren Hocker. »Ich weiß genau, was du gedacht hast. Du hast dir gewünscht, mir mit dem Messer die Kehle durchzuschneiden.«
Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich bin keine Mörderin, und daran habe ich nicht gedacht.«
»Lüg nicht.« Er legte das Messer zur Seite und fing an zu essen. Dabei schmatzte er, schlürfte den Kaffee, und Rita hatte den Eindruck, neben einem hungrigen Wolf zu sitzen.
Sie probierte den Kaffee. Er war heiß und schwarz. Jackson ließ sich nicht stören. Er saß rechts neben ihr, »aß« und grunzte hin und wieder zufrieden. »Wir werden noch einen schönen Tag miteinander haben«, sagte er.
Sie hob ihre Schultern.
»Warum sagst du nichts?«
»Ich überlege.«
Ein scharfes Lachen. »Kannst du das auch?«
Rita ging nicht auf die Beleidigung ein, sondern sagte mit leiser Stimme. »Mich würde interessieren, was mit deiner Schulter geschehen ist, Jackson.«
Bill schluckte Käse und Brot, legte das Messer zur Seite und blieb

starr wie ein Eisklumpen sitzen.

Die Frau dachte daran, einen Fehler begangen zu haben. Sie zitterte wie Espenlaub. Natürlich hatte sie damit einen wunden Punkt angesprochen. Er konnte über eine derartige Veränderung einfach nicht glücklich sein, aber er sagte nichts. Dafür drehte er den Kopf nach links, so daß er Rita Buckly anschauen konnte.

Die versuchte ein Lächeln, was ihr mehr schlecht als recht gelang. »Sorry, Jackson, schon gut. Es war nicht so gemeint. Ich… ich… war nur überrascht, vorhin, als ich es sah, verstehst du?«

»Klar, ich verstehe.«

Plötzlich ritt sie der Teufel, und sie fragte flüsternd: »Ist das denn echt?«

»Ja.«

Rita trank hastig zwei Schlucke Kaffee. Er war nicht mehr so heiß, man konnte ihn jetzt gut trinken.

»Es wuchs.«

Ritas Stimme war kaum zu verstehen. »Wie ist das denn möglich? Es ist nicht zu begreifen.«

»Doch.«

»Und wie?«

»Das geht dich nichts an!« Seine Stimme hatte wieder schärfer geklungen, und sie hatte auch geglaubt, tief in seiner Kehle ein Grollen zu hören. Sein Gesicht war sehr nahe dem ihren. Rita betrachtete es, auch den Bartschatten, wobei ihr auffiel, daß es eigentlich keine Stoppeln waren, sondern ein weicher Flaum, und der Vergleich mit dem Fell raste durch ihren Kopf.

Dort also auch!

Durch das Anheben der Tasse und einen langen Schluck Kaffee versuchte sie, das Erschrecken zu verbergen. Sie sah dann, daß die Tasse leer war, auch in Jacksons Tasse schimmerte nur noch ein Rest, und sie sagte, als sie vom Hocker rutschte: »Ich hole frischen Kaffee.«

»Ist gut.«

Blaß im Gesicht, drehte sich die Frau wieder der Kaffeemaschine zu. Abermals zitterten ihre Knie.

Rita befürchtete, wieder zurück in den alten Zustand zu rutschen. Wenn sie von der Panik erfaßt wurde, war es für eine Chance zu spät.

»Du mußt ruhiger werden«, sagte Jackson, als sie mit zitternder Hand Kaffee einschenkte.

»Sicher.«

»Mach ich dich nervös? Oder ist es schon die Vorfreude auf unseren Nachtisch.« Er strich mit seiner Hand über ihre Brüste, und sie schaute gegen den Handrücken, auf dem ebenfalls ungewöhnlich viele dunkle Haare wuchsen.

»Du trägst nichts drunter, wie?«

Sie lächelte scheu.

»Das ist gut.«

Er ließ Rita gehen, damit sie die Kanne mit dem Kaffeerest wieder auf die Warmhalteplatte stellen konnte. Dann nahm sie wieder Platz. Es gefiel Jackson nicht, daß die nichts aß, und er wies sie mit scharfer Stimme darauf hin.

»Gut«, erwiderte sie nickend und dabei die Tasse mit dem heißen Kaffee umfassend. »Ich werde Käse essen. Gibst du mir eine Stück?« Sie war plötzlich ruhig, sehr ruhig. Die nächsten Augenblicke schienen zeitverzögert abzulaufen.

Zwei Dinge geschahen zugleich. Sie hob die Tasse an, er griff nach dem Käse, der in dicken Scheiben geschnitten worden war. Erst drehte sich Jackson von ihr weg, dann mußte er sich ihr wieder zuwenden, um ihr den Käse zu geben.

Darauf hatte Rita gewartet.

Noch hielt sie die Tasse fest, den Blick nicht auf den Kaffee gerichtet, sondern auf Jacksons Gesicht.

Eine knappe Bewegung, ein winziger Schwung, und dann war es geschehen. Der Kaffee schwappte aus der Tasse hoch, und die heiße Flüssigkeit traf Jacksons Gesicht…

***

Plötzlich war alles anders. Für die Frau war die Zeitverzögerung geblieben. Da mußten sich irgendwelche Vorgänge in ihrem Gehirn abspielen, die nur bei Gefahr auftraten. Der Kaffee war voll in das Gesicht hineingeschwappt. Der Mann hatte noch die Hände hochgerissen, für ihn leider zu spät, denn da verbrühte die heiße Flüssigkeit bereits seine Haut.

Ein tierischer Schrei brandete durch die primitive Küche. Blind schlug Jackson um sich, was Rita zwar mitbekam, aber nicht mehr von ihrem Hocker aus, denn sie war auf dem Weg zur Tür. Sie sprang über die Schwelle, bückte sich, packte ihre Handtasche, und noch immer hatte sie den Eindruck, sich viel zu langsam zu bewegen. Aus der gebückten Haltung heraus sprang sie nach vorn, der Wohnungstür entgegen, wo ihr Mantel hing. Der Schlüssel steckte von innen. Sie mußte aufschließen, dabei riß sie den Aufhänger des Mantels ab und war trotzdem selig, als sie die Tür aufziehen konnte.

Ihr Gesicht war eine Zeichnung der Angst. Die Augen weit aufgerissen, den Mund ebenfalls, sprang sie in den kalten und düsteren Flur, und erst dort überkam sie wieder die Realität.

Alles lief normal ab. Rita bewegte sich nicht mehr verlangsamt, was sowieso eine Einbildung gewesen war.

Vor sich sah sie die Treppe. Altersschwach, aus Holz gebaut, mit weichen Stufen und runden Kanten.

Das Geländer wackelte, als sie bei jedem Schritt mehrere Stufen auf einmal nahm. Nur nicht stürzen und weg von hier! Raus aus dieser verfluchten Wohnung, weg von diesem schrecklichen Monster.

Rita polterte die Stufen hinab. Sie war nur auf sich selbst konzentriert. Daß die Polterei einige Hausbewohner aufgeschreckt hatten, bekam sie nicht mit.

Die Leute rissen die Türen auf und sahen, wie Rita an ihnen vorbeihuschte!

Der Flur unten war mit kleinen Fliesen ausgelegt worden, auf denen soviel Schmutz klebte, daß es für Rita unmöglich war, das Muster zu erkennen. Es war auch nicht wichtig. Sie wollte nur das verdammte Haus verlassen und schaffte es.

Fast wäre sie auf dem feuchten Pflaster des Gehsteigs noch ausgerutscht und gefallen, aber auch hier hatte sie Glück und konnte sich soeben noch fangen. Mit der Schulter prallte sie gegen eine alte Straßenleuchte, die längst ihren Glaskopf verloren hatte.

Rita kannte die Gegend kaum. Mit einem Taxi waren sie hergefahren, aber es spielte auch keine Rolle, wo sie sich befand. Sie rannte weg, und in ihrem Kopf hämmerten die Gedanken, als wollten sie jedes harte Auftreten noch einmal vervielfältigen. Es war herrlich, die Freiheit zu genießen, zugleich aber spürte sie die kalte Furcht, und sie überlegte, ob sich dieser Jackson noch weiter verwandeln würde.

Man konnte Rita einiges nachsagen, aber das Gefühl der Verantwortung, auch der Allgemeinheit gegenüber, das war ihr nicht verlorengegangen.

Für sie hieß das im Klartext, daß sie die Mitmenschen über Jacksons Zustand informieren würde.

Dazu wollte sie mit der Polizei Kontakt aufnehmen.

Erfahrungen mit ihr hatte sie noch nicht gemacht. Rita konnte nur hoffen, daß sich die Beamten so ähnlich verhielten wie in den Fernsehserien. Auf dem Gehsteig war sie erst stehengeblieben, als sie Seitenstiche bekommen hatte. Gänsehautschauer folgten.

Die Knie waren ihr weich geworden. Sie ging taumelnd zur Seite. Aus einem Schatten wurde ein fester Gegenstand, und so lehnte sich die Frau gegen die Hauswand.

Sie war am Ende ihrer Kräfte, konnte nicht mehr, beugte sich vor, atmete keuchend. Die Lungen schienen in Flammen zu stehen, der Hals saß zu, und einige Male spie sie aus.

Verfolgt er sie?

Es versetzte ihr einen Stich, als sie daran dachte. Nein, von Jackson war nichts zu sehen.

Gar nichts…

Und plötzlich überkam sie eine ungeheure Wut auf den Kerl. Und diese Wut mußte sich freie Bahn verschaffen, aber nicht durch

Schreien, sondern durch ein irre klingendes Lachen.

Das Kopfschütteln und die Blicke der Passanten waren ihr dabei egal…

***

Es war Freitag, und wir hatten es mal wieder geschafft, die Mittagspause bei unserem Stamm-Italiener zu verbringen. Der Laden war voll. Zum Glück hatte Glenda einen Tisch reserviert.

Wir saßen nicht weit vom Eingang entfernt, kein guter Platz, aber besser als keiner.

Auch Suko war mitgekommen und zeigte ein zufriedenes Lächeln. Er schien Hunger zu haben, und ihn störten auch nicht die ankommenden oder gehenden Gäste, zumeist sowieso Kollegen, die einen schnellen Imbiß zu sich nahmen, oder, wenn sie mehr Zeit und Geld hatten, auch richtig zuschlugen.

Wir hatten uns für eine gemeinsame Vorspeise entschieden. Gut gewürzte und gegrillte Auberginenscheiben. Dazu gab es eingelegte Tomaten und etwas Käse.

Auch Glenda aß kräftig mit. An diesem Freitag achtete sie nicht auf ihre Figur. Außerdem brauchten wir einfach etwas Positives, denn das Wetter war schon negativ genug.

Es wallte zwar kaum Nebel durch die Straßenschluchten, aber es regnete. Die Kleidung der neuen Gäste war dementsprechend feucht, und überall lagen oder standen Schirme herum.

»Ein freies Wochenende«, sagte Glenda. »Und dann so ein Wetter. Mist!«

Ich war anderer Meinung. »Freu dich doch.«

»Bitte? Warum sollte ich mich freuen?«

»Dann herrscht auf den Straßen nicht soviel Verkehr. Du hast kaum die Chance, in einen Stau zu geraten.«

Sie tippte gegen ihre Stirn. »Stau ist gut«, sagte sie. »Denkst du, ich bin wild darauf. Außerdem habe ich keine Lust, mich auf die Reise zu machen.«

»Die Urlaubsorte an den Küsten sind jetzt leer.«

»Ja - und tot.«

»Man kann wunderbar spazierengehen.«

»Kommst du mit?«

Suko grinste, als er die Frage hörte, denn da hatte mich Glenda auf dem falschen Bein erwischt. »Im Prinzip schon«, gab ich zu, »aber ausgerechnet an diesem Wochenende habe ich mir schon etwas anderes vorgenommen.«

»Wie nett. Steckt Jane Collins dahinter?«

»Leider nein.«

»Sieh an«, sagte Glenda. »Wer dann?«

»Zeitungen und Zeitschriften«, murmelte ich. »Ich wollte bei mir mal aufräumen.«

Glenda kriegte große Augen. Unter dem Tisch spürte ich, wie ihr Knie gegen das meine rieb. »Und das schaffst du alles allein?«

»Klar - wieso? Wolltest du mir helfen?«

Der Druck ihres Knies verstärkte sich. »Wenn du nichts dagegen hast, stelle ich mich zur Verfügung.«

»Zum Helfen?« murmelte Suko und nickte.

Glenda blitzte ihn an. »Wozu: sonst? Wir können am Abend ja gemeinsam Bingo spielen…«

»Nein, nur das nicht!« Ich winkte ab.

Unser Gespräch wurde unterbrochen, denn ein Kellner räumte die leeren Teller weg. Er wollte wissen, ob es uns geschmeckt hatte, und Glenda antwortete für uns gleich mit.

»Es war super.«

»Danke, ich werde es dem Chef bestellen.«

Wir hatten uns auch für, ein gemeinsames Hauptgericht entschieden. Piccata Milanese, kleine Kalbsschnitzel, gewälzt in einer würzigen Panade, gebraten, dazu gab es Nudeln und eine delikate Tomatensoße.

Wir ließen es uns gutgehen und schmecken. Auch Weine hatte der Kellner serviert. Wir tranken den Pinot Grigio in kleinen Schlucken, und zwischendurch griffen wir immer wieder zum San-Pellegrino-Wasser.

Es war ein wirklich außergewöhnlicher Mittag. Uns schmeckte es super, und wenn ich an den Abend dachte, wo Glenda mir beim Aufräumen helfen wollte, mußte ich innerlich grinsen. Das Aufräumen würde ich wohl verschieben müssen, denn schon jetzt rieben unsere Knie gegeneinander. Ich spürte unter den dünnen Nylons die Wärme der Haut. Glenda trug einen kurzen Rock, der sich beim Sitzen weit hochgeschoben hatte, dunkle Strümpfe und eine taillierte Jacke mit schwarzen und weißen Karos. Sie war vorn weit ausgeschnitten. Auf einen Pullover oder eine Bluse hatte Glenda verzichtet.

Eigentlich hatten wir vorgehabt, einen Nachtisch zu essen. Mochte er auch noch so köstlich sein, wir schafften es einfach nicht und mußten leider darauf verzichten.

Der Ober zog ein betrübtes Gesicht, bot uns dennoch den üblichen Grappa an.

Da sagten wir nicht nein, auch Suko nicht. Er schob mir allerdings sein Glas zu, als die Getränke serviert wurden.

»Auf einem Bein kann man ja nicht stehen.«

»Meinst du?«

»Kipp ihn weg, John.«

Ich schielte Glenda an. »Liegt noch was an heute nachmittag?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Dann salute allerseits«, sagte ich, griff nach dem Glas und stellte es leer wieder ab.

Den zweiten Grappa trank ich, als Suko und ich uns die Rechnung teilten, was Glenda mit einem leichten Staunen bemerkte. »Hätte ich das gewußt«, sagte sie, »dann hätte ich mir natürlich etwas anderes bestellt und mit einem Glas Champagner das Mahl eröffnet.«

»Das wußten wir«, sagte ich. »Deshalb haben wir auch den Mund gehalten.«

»Ihr seid eklig.«

Der Besitzer kam, um sich persönlich zu verabschieden. Er roch nach den Dünsten aus seiner Küche, und sein Gesicht strahlte. »Wann kommt ihr wieder?«

»Wenn es die Zeit zuläßt.«

Er winkte ab. »Ach, ihr Polizisten, immer arbeiten, immer wieder nur arbeiten.« Er schlug in die Hände. »Aber ich will mich nicht beschweren, es ist ja gut, wenn die Polizei wacht.«

»Das meine ich auch.«

Nach der bulligen Wärme im Restaurant tat uns die kühle Luft gut. Auch der Sprühregen machte uns nichts aus. Bei Glenda hielt ihn ein Mantel ab, bei Suko und mir sorgten die Lederjacken dafür.

Es war schon nach vierzehn Uhr, aber ein schlechtes Gewissen brauchte keiner von uns zu haben.

Gut gelaunt betraten wir das Yard Buildings, aber das heftige Winken des Portiers übersahen wir nicht.

»Der will was von uns«, sagte Suko und blieb stehen.

»Weitergehen«, murmelte ich. »Tun wir so, als hätten wir es nicht gesehen.«

Das war leider nicht möglich, denn der Portier hatte seinen Platz bereits verlassen und eilte auf uns zu. »Bitte, warten Sie einen Augenblick, da möchte Sie jemand sprechen, und es scheint mir wichtig zu sein.«

»Wer denn?« fragte ich.

Der Mann drehte sich und nickte einem Besucherstuhl entgegen, auf dem eine Frau im dunklen Mantel Platz genommen hatte. Selbst aus der Entfernung machte sie auf uns den Eindruck einer ängstlichen Person. Sie hielt den Kopf gesenkt und schaute zu Boden, als gäbe es dort etwas Besonders zu entdecken.

»Wie heißt die Dame denn?« fragte Glenda.

»Rita Buckly.«

»Kennst du sie, John?«

»Nein, aber das werden wir gleich haben.«

»Ich fahre dann schon mal hoch und koche Kaffee«, sagte Glenda. In ihrem Gesicht konnte ich lesen. Die leicht verzogenen Lippen deuteten darauf hin, daß sie unseren Abend schon so gut wie abgeschrieben

hatte.

Suko und ich gingen zu der wartenden Person, die den Kopf anhob, als unsere Schatten fast gegen sie fielen:

»Sie wollten uns sprechen?« fragte ich.

Unsicher glitt ihr Blick von einem zum anderen. »Ich weiß nicht, ob ich gerade Sie sprechen will…«

»Um was geht es denn?«

Für einen Moment preßte sie die Hände zusammen. »Um schreckliche Vorgänge, mit denen ich nicht zurechtkomme. Ich war schon bei der Schutzpolizei, aber die hat mich zu Ihnen geschickt, weil man meinte, daß ich hier besser aufgehoben wäre.«

»Okay, dann fahren wir doch hoch in unser Büro. Dort wird es auch frischen Kaffee geben.«

»Danke.«

Müde stand sie auf, als hätten ihr die Sorgen schwer zugesetzt.

Im Lift nahmen wir uns die Zeit, sie genauer zu betrachten. Mit beiden Händen hielt sie den Bügel der Beuteltaschen fest. Das Haar der Frau war zu schwarz, um echt zu sein. Ihr Gesicht war blaß. Es zeigte scharfe Falten. Ränder unter den Augen deuteten ebenfalls auf eine gewisse Müdigkeit hin, und der breite Mund zuckte immer wieder.

Rita Buckly war eine Frau im mittleren Alter, die sich nicht hatte schonen können. Das harte Leben hatte Spuren bei ihr hinterlassen.

Als wir den Lift verließen, da wußte sie auch unsere Namen, und im Vorzimmer duftete es bereits nach Kaffee.

Eine oder zwei Tassen würden auch mir guttun, denn ich merkte die beiden Schnäpse bereits. Betrunken war ich nicht, doch eine gewisse Leichtigkeit hatte mich schon erfaßt.

Suko half der Frau aus dem Mantel. Darunter trug sie nur einen Pullover und eine dunkle Hose.

Etwas scheu betrat sie unser gemeinsames Büro und nahm auf dem Besucherstuhl Platz. Sehr bald erschien Glenda auch mit dem Kaffee, und Rita Buckly war froh, einen Schluck trinken zu können.

Als sie ihn lobte, bekam Glenda dies noch mit. Vor der Tür her zwinkerte sie mir zu.

Da ich mich mit meinem Kaffee beschäftigte, stellte Suko die ersten Fragen. »So, Mrs. Buckly, dann sagen Sie uns bitte, weshalb wir etwas für Sie tun können.«

»Wie schon gesagt, man hat mich geschickt.«

»Ja, und die Kollegen wissen über uns Bescheid.«

»Das denke ich auch«, sagte sie leise. Dann fragte sie, ob Rauchen erlaubt sei.

Ich schob ihr einen Ascher zu. Als die Zigarette qualmte und Rita Buckly mit leicht nachdenklichem Blick den Rauchwolken folgte, fing

sie mit leiser Stimme an zu reden. Sie war eine Frau, die nicht darum herumredete, sie kam ziemlich schnell auf den Punkt, und sie berichtete vor allen Dingen von diesem fürchterlichen Morgen, den sie hinter sich hatte.

»Wann war das?« fragte Suko.

»Heute, Inspektor, heute.«

»Gut, bitte…«

Sie sprach weiter und war auch davon überzeugt, daß sie nicht heil aus der Wohnung des Mannes herausgekommen wäre, hätte sie es nicht geschafft, ihm den heißen Kaffee ins Gesicht zu schütten.

»Es war vielleicht nicht fair von mir, aber ich wußte mir keinen Rat mehr. Sie glauben gar nicht, wie ich gerannt bin, als wäre der Leibhaftige hinter mir her. Erst als ich nicht mehr konnte, blieb ich stehen.« Nun atmete sie demonstrativ durch. Die Zigarette hatte sie längst ausgedrückt. Der Stummel lag krumm im Ascher.

»Und dann liefen Sie zur Polizei«, sagte Suko.

»Ja, das tat ich. Es war auch keine spontane Idee, ich hatte mir darüber schon in der Wohnung Gedanken gemacht. Das müssen Sie sich mal vorstellen, da sehen sie plötzlich einen Menschen, auf dessen Schulter dichtes Fell wächst. Und das war echt, der Mann hat es mir auch versichert.«

Ich hatte mich aus dem Gespräch herausgehalten, aber in meinem Kopf drehten sich die Gedanken.

Der Fall wer mir fremd, doch auf eine bestimmte und für mich noch nicht nachvollziehbare Art und Weise kam er mir auch bekannt vor.

Als Rita Buckly damit geendet hatte, wo sie auf uns gewartet hatte, stellte ich die erste Frage. »Sagen Sie bitte, Rita, wie hieß der Mann, bei dem Sie übernachtet haben?«

»Jackson hieß er. Bill Jackson.«

Wir schwiegen, aber wir saßen beide kerzengerade, denn diesen Namen hatten wir schon mal gehört.

Suko schaute mich starr en. »Weißt du es, John?«

»Nein, im Moment nicht, aber…«

Mein Freund nickte. Genau dieses Aber ist mir auch durch den Kopf geschossen. »Der Name Jackson ist mir nicht unbekannt.«

»Es gibt viele Jacksons in London«, sagte Rita.

Wir gaben ihr recht, überlegten aber weiter. Ich trommelte mit den Fingern auf der Schreibtischplatte herum. Die erste Tasse Kaffee hatte ich leer, mein Verstand wurde nicht mehr von irgendwelchen Grappawellen umnebelt, und es war Suko, der auf den richtigen Gedanken kam. Zuvor murmelte er die Namen noch einige Male vor sich hin. Auch Rita Buckly sagte nichts mehr, sie wollte unsere Konzentration auf keinen Fall stören.

»Da war etwas vor drei, vier Wochen, John. Erinnere dich, als

Morgana Layton mit ihrer Horde einfiel und dabei Tote und Verletzte zu beklagen waren. Und erinnere dich euch an das Finale im Krankenzimmer, in dem die sechs Verletzten lagen…«

»Da hast du Melanie Morton erschießen müssen, diese Stripperin.«

»Ja, leider, aber darauf wollte ich nicht hinaus.« Suko dachte noch einmal nach. Ich wußte, daß die Vorgänge innerhalb des Krankenzimmers noch einmal vor seinem geistigen Auge abliefen. »Da war ein Mann, der Zeitung gelesen hat. Er war en der Schulter verändert, aber dort zeigte sich keine Haut, sondern das Licht.«

»Stimmt.«

Suko schnickte mit den Fingern. »Jetzt hebe ich es. Weißt du, wie der Mann hieß?«

Ich nickte. »Bill Jackson!«

»Genau!«

***

Es war schlimm gewesen. Der heiße Kaffee hatte nicht nur die Gesichtshaut des Mannes verbrüht, er war auch in seine Augen gedrungen, die er nicht so schnell hatte schließen können. Es war ihm vorgekommen, als wollte das Zeug seine Augen ausbrennen wie vor alter Zeit die glühenden Eisenstäbe der Folterknechte die Gefangenen zu Tode gequält hatten.

Jackson hatte dem heißen Kaffee noch ausweichen wollen, was ihm nicht gelungen war. Durch die heftige Bewegung war er vom Hocker gerutscht und zu Boden gefallen. Dort rieb er sich die Augen, schrie, fluchte und wälzte sich dabei hin und her.

Er hatte nichts anderes mehr mitbekommen, auch nicht die Flucht dieser Frau, die ihn verletzt hatte.

Wahrscheinlich hatten die Nachbarn seine Schreie gehört, doch in diesem Haus kümmerte sich keiner um den anderen. Den Leuten war es egal, wie es den Nachbarn ging, Hauptsache, sie selbst wurden nicht belästigt. Es war die Gleichgültigkeit der Ellbogengesellschaft. Eine schlimme Entwicklung.

Wie ein weidwundes Tier war Jackson durch die Küche gekrochen und auf die Tür zu. Er hatte die Augen wieder aufgerissen, konnte aber noch nicht viel sehen.

Dann hatte er sich aufgerafft und war halbblind in seine Naßzelle getaumelt. Er wollte und brauchte Wasser, um das Gesicht und seine Augen kühlen zu können.

Auch in die Zelle kroch er auf allen vieren hinein. Am Waschbecken zog er sich in die Höhe. Zum Glück brach es nicht aus der Wand.

Jackson drehte voll auf. Wasser schäumte ins Waschbecken und spritzte in die Höhe. Es erreichte auch Jacksons Gesicht.

Obwohl das Fell an seinen Wangen eine dünne Schicht gebildet hatte,

war nicht viel von der Hitze abgehalten worden. Dort brannte die Haut fast genauso wie an der Stirn.

Das kalte Wasser klatschte in sein Gesicht. Es tat gut, kühlte, aber das eigentliche Brennen verschwand nicht. Auch die Schmerzen in den Augen ließen kaum nach.

Irgendwann drehte er das Wasser ab und sank vor dem Waschbecken zusammen. Er fluchte in sich hinein, und seine Flüche drehten sich dabei um eine bestimmte Person.

Diese verfluchte Rita Buckly. Sie hatte ihn reingelegt, sie allein trug die Schuld an seinem Zustand.

Hätte er sie jetzt zwischen die Finger bekommen, er hätte ihr mit den eigenen Händen den Hals umgedreht. Doch sie war geflohen und hatte ihn in seinem Elend allein gelassen. Jackson hockte mit angezogenen Beinen auf dem Boden und strich immer wieder mit den Handflächen über sein verbrühtes Gesicht. Er konnte es nicht fassen, daß er reingelegt worden war, aber die Schmerzen redeten eine deutliche Sprache.

Leider hatte er keine Salbe im Haus, mit der er die Haut hätte behandeln können. Die Verbrühungen würden heilen, aber es würde seine Zeit dauern, das stand fest.

Ein verfluchtes Schicksal, über das er sich unwahrscheinlich aufregte, das er aber nicht ändern konnte.

Wichtig waren seine Augen. Er fürchtete sich davor, blind zu werden, zwinkerte einige Male, blieb dabei aber sitzen und traute sich endlich, die Hände von seinem Gesicht wegzunehmen.

Er öffnete die Augen!

Sehen konnte Jackson, und das machte ihm Mut. Zwar nicht so gut wie sonst, denn vor die Pupillen hatte sich ein feiner »Sprüh« gelegt, doch er war sicher, daß sich das bald legen würde.

»Verfluchtes Miststück!« Er meinte damit die Frau und jagte noch weitere nicht druckreife Beschimpfungen hinterher. Erst als ihm die Worte ausgegangen waren, da bewegte er sich und wollte aus der sitzenden Haltung hochkommen.

Jackson nahm diesmal die Wand zu Hilfe, um sich abzustützen. Als er stand, kam er sich unsicher vor. Der Kontakt mit dem Boden war nicht mehr da wie sonst, er kam sich vor wie jemand, der darüber hinwegschwebte, und sehr unsicher tat er die ersten Schritte.

Bill bewegte sich nicht auf die offene Tür zu. An der Wand hing ein alter Spiegel, der würde ihm zeigen, was er sehen wollte. Daß er sich erschrecken würde, war Bill klar. Er blieb schwankend stehen, den Mund verzogen. Er ignorierte das Brennen der Lippen und saugte mit einem scharfen Geräusch die Luft ein. Die Augen hielt er noch geschlossen. Er brauchte noch einen Moment der Vorbereitung. Dann öffnete er sie.

Das Gesicht im Spiegel! Sein Gesicht!

Tatsächlich sein Gesicht?

Bill Jackson konnte es nicht glauben. Er hätte heulen können, als er die Rötung auf der Haut sah.

Entweder kamen ihm die eigenen Augen nur trübe vor, oder sie waren auch so trübe, so daß er sie rasch wieder schloß.

Auch die Lippen hatte er sich ansehen können. Auf ihn hatten sie wie eine offene Wunde gewirkt.

Hätte sie jemand mit Säure beträufelt, hätten sie nicht schlimmer brennen können.

Wieder verfluchte er dieses Weib, das er in einer Kneipe aufgegabelt hatte. Er hätte seinem Drang nicht nachgeben und ihr in den Hintern treten sollen, aber er hatte eine Frau gebraucht, und da war ihm die Buckly gerade recht gekommen.

Weg mit den Gedanken. Nicht mehr an die Vergangenheit erinnern, denn es gab trotz allem eine Zukunft für ihn, und die malte sich ebenfalls auf der Spiegelfläche ab.

Da sah er seine Schultern.

Wie krause Wolle war das Fell hervorgewachsen. Jackson dachte daran, wie alles begonnen hatte.

Damals, vor einigen Wochen, in diesem verdammten Striptease-Schuppen. Da hatte er wie viele andere der Stripperin Melanie zugeschaut. Urplötzlich war das Lokal dann von Wölfen überfallen worden, angeführt von einer Frau, der die Bestien gehorchten.

Auch er war verletzt worden und zusammen mit fünf anderen Gebissenen in ein Krankenhaus eingeliefert worden. Und dort war es dann geschehen. Es hätten eigentlich bei ihnen allen normale Wunden zurückbleiben müssen, das war am Anfang auch passiert, später aber hatten sich die Bißstellen verändert und sich mit einem kalten Licht gefüllt, wobei Muskeln, Fleisch, Knochen und Sehnen verschwunden gewesen waren, es aber nicht mehr lange blieben, denn es waren zwei Polizisten erschienen, die mit dem Spuk aufgeräumt hatten.

Die Verletzten waren wieder normal geworden. Da hatte auch Jackson keine Ausnahme gebildet. Er war nach einigen Befragungen entlassen worden und wieder in seinen normalen Lebenskreislauf zurückgekehrt. Er arbeitete bei einer Spedition im Hafen als Schreibtischhengst, verdiente nicht gut, aber er konnte leben und sich hin und wieder mal eine Frau leisten.

»Scheiße«, sagte er.

Dabei meinte er die Frau und auch seine Veränderung an der Schulter. Aber nicht nur dort, es hatte sich in seinem Gesicht fortgesetzt, denn die dunklen Stellen waren keine Bartschatten, sondern ein weiches, kurzes, aber schon dichtes Fell. Jackson konnte sich vorstellen, daß diese neuen Veränderungen mit den alten

zusammenhingen, die er durchlitten hatte, eben das rätselhafte Licht.

Er konnte es nicht ändern. Er mußte sich in sein Schicksal fügen. Mit diesem Gedanken und dem noch immer brennenden Gesicht verließ der die Naßzelle und ging in sein Schlafzimmer, in dem er auch wohnte und fernsah. Er dachte daran, daß er nicht der einzige gewesen war, den die Wölfe damals gebissen hatten. Außer ihm waren fünf weitere Gäste in Mitleidenschaft gezogen worden. Er hatte mit einigen von ihnen zusammen auf dem Zimmer gelegen, sie hatten immer wieder darüber gesprochen, auch über ihre Veränderungen, aber nach der Entlassung aus der Klinik war der Kontakt abgebrochen.

Ob es den anderen auch so ergangen war?

Grübelnd und unter Schmerzen bewegte er sich an seinem Bett vorbei auf den alten Schlafzimmerschrank zu, in dem nicht nur seine Kleidung hing. An der linken Seite gab es einige Fächer. Dort verwahrte er seinen Stoff.

Einen Schluck brauchte er jetzt. Er tappte um das Bett herum auf den Schrank zu. Die Zeit war weiter fortgeschritten, die Morgendämmerung hatte sich zurückgezogen, der Tag lag über der Millionenstadt, aber es war kaum ein Unterschied zur Morgendämmerung auszumachen. Durch das Fenster der Dachgaube sickerte ein Licht herein, das diesen Namen nicht verdiente. Es war ein graues Etwas, dunstig und trübe.

Ein Spätherbsttag, wie er typisch für London war. Das Wetter kümmerte Jackson nicht, sein eigenes Schicksal war ihm wichtiger. Er fand eine Flasche Gin, in der noch genug Alkohol schwappte, um sich zweimal betrinken zu können.

Jackson hatte es nicht vor. Er wollte nur etwas Wärme in seinem Magen spüren. Ihm war so kalt geworden, so schrecklich und gleichzeitig unnatürlich kalt.

Für das Fenster hatte er keinen Blick. Er ließ sich auf der Bettkante nieder, öffnete die Flasche, setzte sie an und trank den ersten Schluck.

Einen kleinen allerdings. Er wollte zunächst feststellen, wie ihm der Alkohol bekam.

Überhaupt nicht gut. Jackson schüttelte sich.

Trotzdem trank er noch einmal. Diesmal schmeckte ihm der Gin besser, so daß er sich auch zu einem dritten Schluck entschloß. Der Gin rann in seinen Magen und entfachte dort die Wärme, die sich Bill Jackson gewünscht hatte.

Besser ging es ihm trotzdem nicht.

Es lag nicht mal an seiner verbrannten Haut, nein, da war noch etwas anderes, das tief in ihm steckte. Eine verfluchte Unruhe, wie er zuerst glaubte, doch es war viel mehr. Es war die Angst. Tief bohrende Angst.

»Jackson wußte nicht genau, wovor er sich fürchtete, er konnte nur

allgemein daran denken, und er war überzeugt, daß noch etwas auf ihn zukommen würde, etwas, das mit seiner seltsamen und unerklärlichen Verwandlung zusammenhing.«

In was würde er sich verwandeln? Darauf wußte Bill auch nur eine Antwort.

In ein Monster!

***

Suko und ich sahen unsere Besucherin zum erstenmal scheu lächeln, seit wir sie kennengelernt hatten. »Was haben Sie denn? Warum schauen Sie mich so seltsam an?«

Diesmal sprach ich wieder. »Das kann ich Ihnen sagen, Mrs. Buckly. Dieser Name, den Sie uns eben genannt haben, kommt uns beiden bekannt vor.«

»Ach! Sie kennen Bill Jackson?« Sie winkte ab. »Klar, daß ein Typ wie er auch mal mit den Bullen zu tun gehabt hatte.« Über das Wort Bullen erschrak sie und bekam einen roten Kopf.

Wir übergingen es, und Rita hörte mir zu, als ich sagte: »Es ist nicht so gewesen, wie Sie denken, Mrs. Buckly. Dieser Mensch ist nicht mit dem Gesetzt in Konflikt geraten, wir haben ihn gewissermaßen als Randerscheinung bei einem anderen Fall kennengelernt.«

»So…?«

»Und jetzt hat es den Anschein, daß sich diese Randerscheinung zu einem Hauptfall entwickelt hätte.«

Rita Buckly nickte und kaute dabei auf ihrer Unterlippe. »Wenn ich mir Ihre Worte durch den Kopf gehen lasse, dann glaube ich, daß Sie mir glauben - oder?«

Suko und ich nickten gleichzeitig. »Ja, wir glauben Ihnen, Mrs. Buckly.«

Sie wirkte erleichtert. Mit einem Taschentuch tupfte sie über ihre Stirn. »Das beruhigt mich.«

»Sie brauchen keine Furcht zu haben«, erklärte ihr Suko. »Ab heute ist es unser Fall, und Sie können sich darauf verlassen, daß wir ihm nachgehen werden.«

»Was wollen Sie denn tun?«

»Wir brauchen die Adresse dieses Mannes.«

»Ah - Sie wollen zu ihm?«

»Es ist der Anfang.«

»Ja, ja…« murmelte sie. »Es ist womöglich ein Anfang. Aber glauben Sie mir auch, was ich Ihnen über diesen Mann erzählt habe? Daß ihm ein Fell an Schulter und Gesicht gewachsen ist?«

»Wir sehen keinen Grund, es nicht zu glauben.«

»Und wie erklären Sie sich das?«

Suko lächelte. »Das werden wir herausfinden, nachdem wir ihn

besucht haben.«

Natürlich wußten wir beide, wie wir es erklären könnten. Aber das sagten wir der Frau nicht. Sie hatte genug durchgemacht, wir wollten ihren Schrecken nicht noch steigern.

»Kann ich dann gehen?«

»Ja, wenn sie uns noch aufschreiben, wo Sie zu erreichen sind, falls wir Fragen haben.«

»Gut.«

Suko beschäftigte sich mit ihr. Ich ging ins Vorzimmer, wo Glenda saß und mich mit gerunzelter Stirn und skeptischen Blicken anschaute. »Wenn ich aus dem Fundus meiner Erfahrungen schöpfen darf, John, dann wird wohl aus dem Aufräumabend heute nichts werden - oder?«

Ich hob die Schultern. »Kann ich noch nicht sagen, Glenda.«

»Also eher nein.«

»Abwarten, denn wir müssen uns zuerst um den Fall kümmern. Ich habe dir doch von Morgana Layton berichtet, die vor einigen Wochen mit ihren Wölfen in London auftauchte.«

»Sicher. Und du hast gesagt, daß da eventuell noch einiges nachkommen kann.«

»Es ist etwas nachgekommen, Glenda, leider. Und ich habe das Gefühl, daß es härter werden wird, viel härter…«

***

Die folgenden Stunden hatten sich für Bill Jackson zu einem regelrechten Alptraum entwickelt.

Zwar war das Brennen in seinem Gesicht schwächer geworden, auch die Sehschärfe hatte sich wieder normalisiert. Dafür trat ein anderes Phänomen auf.

Es begann in seinem Innern und war auch nicht gefährlich einzustufen. Eine normale Unruhe, wie er sie schon öfter verspürt hatte, kein Grund zur Besorgnis. Wenn er allerdings über seine linke Schulter strich und dort das Fell ebenso spürte wie den dünneren Flaum auf den Gesichtshälften und ihn dann mit seiner inneren Unruhe verglich, wurde ihm schon komisch.

Da fühlte er sich plötzlich beengt, als wäre seine Wohnung kleiner geworden, wobei die Wände allmählich auf ihn zuwanderten und ihn höhnisch anzugrinsen schienen.

Die Enge nahm bei ihm zu, und ein anderer Vergleich kam ihm in den Sinn. Um ihn herum hatte sich ein für ihn nicht sichtbarer Käfig gebildet, dessen Stäbe dicht beisammenstanden und allmählich näher rückten.

Er atmete, aber er atmete nicht normal. Die Unruhe war nicht mit der zu vergleichen, die er schon einmal gespürt hatte. Diese hier war

grausamer, sie klopfte wie mit zahlreichen Hämmern in seinem Kopf herum, und er suchte nach irgendwelchen Lösungen.

War diese Unruhe nur aufgrund seiner Angst vor einer Verwandlung zurückzuführen?

Das konnte stimmen, mußte aber nicht. Wenn er darüber nachdachte, was ihm noch gelang, dann kam Bill zu der Lösung, daß sich seine Psyche vom Verstand gelöst hatte.

Es waren verschiedene Dinge, und sie konnten nicht miteinander verglichen werden. Das hatte er mal in einer Radiosendung zufällig gehört. Er hatte die Diskussion dann ausgestellt, weil ihn die dort besprochenen Dinge nicht interessiert hatten.

Jetzt aber ärgerte er sich über diese Tat. Möglicherweise hätte er eine Lösung für sich finden können.

Im selben Augenblick verwarf Bill Jackson den Gedanken wieder. Es war der reine Unsinn. Um an die Lösung heranzukommen, mußte man die Ursachen kennen.

Die kannte er, aber er kam damit nicht zurecht. Damals, als die Wölfe das Striplokal in Soho überfallen und einige der Gäste, auch ihn gebissen hatten, da war schon der verfluchte Keim gelegt worden. Dort und nirgendwo anders.

Die Verletzten waren zur Beobachtung in ein Krankenhaus geschafft worden, und während dieser Zeit hatte es sich fortgesetzt. Da war plötzlich ein Teil seiner linken Schulter verschwunden gewesen, und die Stelle hatte sich mit einem ungewöhnlichen Licht gefüllt. Mit demselben Licht, das auch draußen vor dem Fenster konzentriert als weißgelber Kreis gelauert hatte, wie ein Mond, der seinen Platz am Himmel leid gewesen und herabgestiegen war.

Ein Mond voller Licht. Wolfslicht…

Er schluckte. Die Wölfe, die verfluchten Wölfe waren an allem Schuld, und ebenso die Frau mit den rötlichblonden Haaren, die über die Bestien herrschte.

Wie hieß sie noch gleich?

Er hatte den Namen von den beiden Polizisten gehört, die diese Frau gejagt hatten.

Layton - Morgana Layton, so hatte sie geheißen. Aber sie war dann verschwunden gewesen, und Jackson erinnerte sich daran, daß die Yard-Beamten nicht eben glücklich ausgesehen hatten. War auch verständlich, wenn der Gegner entwischte.

Er hockte noch immer in diesem miesen Zimmer und preßte die Hände gegen die Stirn. Eine Geste, wie sie bei Bill üblich war, in diesem Fall aber schrie er auf, denn er hatte die verbrühte Haut berührt.

Sie würde ihm noch lange Ärger bereiten, großen Ärger sogar, aber das war nicht das Schlimmste, die größte Angst hatte er vor der

Zukunft, und nicht nur vor den folgenden Tagen, sondern vor den nächsten Stunden, denn da würde sich einiges entscheiden.

Bill Jackson hatte seine Hände nicht gänzlich vom Gesicht weggenommen, sondern sie weiter unten so gehalten, daß er die Haut rechts und links seines Mundes berühren konnte, und dort fühlte er es genau.

Es war kein Bart, es waren Haare, weich, flaumartig. Sie ließen sich leicht bewegen. Er strich mit den Kuppen durch sie und spürte ihre Weichheit.

Und doch haßte er sie.

Sie widerten ihn an. Sie waren nicht normal. Sie gehörten nicht zu ihm, ebenso wie das Brennen in seinem Innern. Es hatte die Unruhe abgelöst und war wieder neu für ihn.

Wieso brannte etwas?

Was konnte das sein?

Er kam nicht damit zurecht. Aber nach seiner Meinung hatte sein Blut Hitze gefangen und kochte bereits. Es rann wie heiße Lava durch seine Adern. Er konnte nicht mehr ruhig auf dem Stuhl sitzen.

Er mußte einfach hoch und jagte sich selbst Furcht ein, als er dachte, daß er bald explodieren würde.

Die Hitze in seinem Körper war nicht normal. Er stellte sich vor, daß sie in der Lage war, Gase zu bilden und diese sich, wie auch immer, entzündeten.

Der Gedanke daran machte ihn fast wahnsinnig. Beinahe hätte er wieder gegen sein Gesicht getrommelt. Im letzten Augenblick zuckten seine Hände zurück, aber er setzte sich auch nicht mehr hin, sondern irrte durch den winzigen Flur, um das ebenfalls winzige Bad zu betreten, wo auch der Spiegel hing.

Er hatte kein Hemd oder kein T-Shirt über seinen nackten Oberkörper gezogen. Stoff hätte er an seiner Haut auch nicht vertragen können, die ihm noch immer vorkam, als wären Feuerzungen dabei, über sie hinwegzustreichen.

Er blieb keuchend stehen. Der Spiegel schwankte vor seinen Augen, bis Jackson feststellte, daß er es war, der schwankte und mit dem Gleichgewicht Mühe hatte.

Bill fokussierte den Spiegel. Du mußt dich zusammenreißen, hämmerte es in seinem Hirn. Du darfst jetzt alles, nur nicht die Nerven verlieren.

Er sah sich.

War er das überhaupt?

Auch wenn der Spiegel nicht mehr neu war und Rostflecken wie Pocken auf seiner Fläche saßen, so log er doch nicht, denn dieses grausame Bild zeigte ihn - ihn allein!

Jackson wollte es nicht glauben. Er mußte einen Versuch wagen.

Dabei heulte er auf, erschrak über den eigenen, sirenenhaften Ton und tauchte zur rechten Seite hin weg, um sich selbst nicht mehr länger sehen zu müssen.

Der Spiegel war leer.

Kein Gesicht mehr, keine Fratze.

Jackson kam wieder hoch. Der Spiegel verlor seine Leere, er zeigte jetzt das Gesicht, den Hals und auch einen Teil des Oberkörpers. Die Gedanken durchschossen ihn wie glühende Pfeile. Hatte er bei seinem ersten Anfall von Panik noch damit gerechnet, daß er sich in ein Monster verwandeln könnte, so mußte er einsehen, daß aus dieser schrecklichen Theorie Realität geworden war.

Ja, er war dabei!

Oder war er schon ein Monster?

Bill stöhnte herzerweichend. Er haßte sich, er haßte seinen Körper, und er haßte auch sein Gesicht.

Er hätte vor sich ausspeien oder sich selbst umbringen können. Beides tat er nicht. Statt dessen blieb er stehen. Er starrte sich selbst an, als wollte er sich quälen.

Und er betrachtete sich genau. Sehr scharf, schärfer als sonst, was er nicht begreifen konnte, schließlich war der heiße Kaffee auch in seine Augen gedrungen.

In den letzten Minuten mußten seine Sehnerven gestärkt worden sein. Überdeutlich erkannte er sich, und er sah zuerst, daß sein »Bart« gewachsen war.

Nein, kein Bart im eigentlichen Sinne. Das war ein Fell, noch nicht sehr lang, aber durchaus zu erkennen, da es sich auch farblich von seiner Haut abhob.

Es war braun, es war grau, es verteilte sich wie eine nach oben gebogene Sichel an den Mundwinkeln entlang, bis zum Beginn der Nase hin. Das gleiche Fell, wie es auch aus seiner linken Schulter wuchs. Struppig, haarig, und dennoch weich.

Jackson spürte die Spannungen an und in seinem Gesicht. Jemand hielt sich unsichtbar in seiner Nähe auf und war dabei, an der Haut zu zerren. Er hielt sie gepackt, er zog sie ab, dabei kümmerte es ihn nicht, ob sie verbrannt war, und das spielte für Jackson momentan auch keine Rolle. Die Verbrennungen waren kein Thema mehr, hier ging es jetzt um ihn, um ihn allein.

Er konzentrierte sich auf seine Augen!

Waren sie kälter geworden? Hatten sie einen anderen Ausdruck erhalten? Mit gelben Pupillen vielleicht?

Es war möglich, alles war möglich. Jackson schloß nichts mehr aus, aber er hatte einfach nicht die Kraft, um dieser weiteren Veränderung zuschauen zu können.

Er haßte den Spiegel!

Noch einen Fluch schleuderte er ihm entgegen, bevor er sich auf der Stelle drehte und wieder zurück in seinen Wohnraum torkelte. Da hing kein Spiegel, er wollte auch keinen haben, denn er wollte sich nicht mehr sehen, verdammt!

Bill Jackson wühlte sich in sein Bett hinein. Er preßte das Gesicht gegen das Kissen, auf dem in der vergangenen Nacht noch eine fremde Frau gelegen hatte.

An sie dachte er nicht mehr.

Es ging jetzt um ihn, einzig und allein um ihn!

***

Wieder war Zeit vergangen, und Bill Jackson lag auch weiterhin auf seinem Bett, den Kopf in das Kissen vergraben. Er kam mit sich selbst nicht mehr zurecht. Er wußte nicht genau, wer er noch war, denn seine Gefühle hatten sich verändert. Sie waren regelrecht gedreht worden, und als er sich erhob, da war er auf einmal in der Lage, darüber nachzudenken. Die Veränderung hatte die Angst weggespült, dafür steckte jetzt etwas anderes in ihm.

Gier!

Eine Gier nach Fleisch und Blut, nach Menschen, nach allem, was sich bewegte und eine helle weiche Haut hatte, unter der das Leben pulsierte.

Jackson stand neben seinem Bett und hatte den Mund aufgerissen. Eigentlich war es kein Mund mehr. Wenn er die Augen verdrehte und nach unten blickte, da glaubte er, einen Schatten zu sehen, der vor seinem Gesicht spitz zulief.

Er war irritiert.

Dann holte er Luft.

Es kam ihm nicht mehr vor wie das normale Atmen eines Menschen. Es war mehr ein Saugen, verbunden mit röchelnden Geräuschen, und im Hals hatte sich ein Geschmack ausgebreitet, mit dem er nicht zurechtkam. Da steckte etwas fest, wie Nebel und ein Klumpen zugleich. Jackson schüttelte sich, er wollte etwas sagen, sich bestätigen, daß er noch reden konnte.

Nicht mehr als rauhe gestammelte Flüstereien drangen aus seinem Mund. Es war alles so anders geworden, so schrecklich und einfach nicht faßbar. Mit und in ihm war etwas im Gang, das war ihm schon klar. Bill wußte nur nicht, wie er es zusammenbringen sollte. Die Veränderung war einfach unglaublich, es lebten zwei Seelen in seiner Brust. Doktor Jekyll und Mr. Hyde - ihm schoß so vieles durch den Kopf, er spürte auch die Schmerzen hinter seiner Stirn, und in seinem Körper befand sich zudem eine Schwere, die ihn erschreckte.

Als er die Arme nach vorn drückte, tat er es mit langsamen Bewegungen. Alles an ihm war schwer.

Lasten schienen an seinen Gliedern zu hängen, aber seine Sehschärfe hatte sich verbessert. Sie war mit der in jungen Jahren durchaus zu vergleichen.

Dann sah er seine Hände!

Hände?

Nein, das waren keine Hände mehr. Das waren Gegenstände, die sich in einem Stadium des Übergangs befanden. Auf der einen Seite noch menschlich, denn er sah auch seine Haut. Auf der anderen jedoch glichen sie den Pranken eines Raubtiers. Fingernägel, wie er sie einmal gehabt hatte, gab es nicht mehr. Statt dessen waren ihm Krallen gewachsen, sehr spitz, die vorstanden wie kleine Messer. Auf den Händen hatten sich die Haare zu einem dunklen Pelz verdichtet.

Jackson erschrak!

Für einen Moment stieg wieder das Menschliche in ihm hoch, da er sich noch vor sich selbst erschrecken konnte. Jackson wußte auch, daß sich die Verwandlung nicht allein auf seine Hände beschränkt hatte, am gesamten Körper hatte sich etwas getan, nicht grundlos spürte er dort das Ziehen und Zerren, dieses scharfe Reißen, als sollten seine Glieder zerfetzt werden.

Er röchelte und schüttelte sich.

Er wollte es nicht. Er wollte es überhaupt nicht, aber es war ihm auch nicht möglich, gegen das andere in seinem Innern anzukämpfen. Es klappte einfach nicht. Diese zweite Person in ihm war stärker, sie würde das Menschliche zurückdrücken.

Noch war er in der Lage, klar und logisch zu denken, wie ein Mensch. Und dieser Mensch teilte ihm mit, daß er als ein Untier keinesfalls in seiner Wohnung bleiben konnte. Er mußte raus, er mußte weg. Diese vier Wände konnten einfach nicht die Heimat eines Monstrums sein. Das Grauen hatte Methoden bekommen, und ihm blieb nichts anderes übrig, als sich zu beugen.

Weg ja, aber wohin?

Darüber machte sich Jackson keinerlei Gedanken. Raus aus der Wohnung! Er wollte auch nicht laufen, sondern flüchten. Im Hof hinter dem Haus befanden sich noch die alten Ställe. Zumindest waren sie das früher gewesen, bevor sie ihr Besitzer notdürftig ausgebessert und daraus Garagen hergestellt hatte. Anwohner hatten dort ihre Autos abgestellt. Da waren sie einigermaßen sicher.

Mit einem Auto flüchten zu wollen, bedeutete gleichzeitig auch, sich hinter das Steuer zu setzen, um es zu lenken. Jackson hatte sich nie davor gefürchtet, in dieser Lage jedoch überlegte er, ob seine Nerven stark genug waren, einen Wagen fahren zu können.

Es gab keinen anderen Weg. Raus aus diesem Viertel, auch raus aus London!

Bill bewegte seinen Mund und hatte das Gefühl, die Winkel würden

einreißen. Ein scharfer Schmerz wühlte durch seine Lippen bis hoch in die Wangen.

Er knurrte und schüttelte sich.

Dann fuhr er mit seinen Prankenhänden über das Gesicht hinweg. Das Erschrecken war nur kurz, da er so gut wie keine Haut spürte, sondern größtenteils Fell.

Auch da!

Ein jaulender Laut, vergleichbar mit dem einer gequälten Kreatur, verließ seinen Mund. Er duckte sich und schüttelte auf dem Weg zur Tür gleichzeitig den Kopf. Mitnehmen wollte er kaum etwas.

Nur seine Barschaft steckte er ein, nachdem er die Tür des Küchenschranks aufgerissen hatte. Das Geld hatte in einer alten Suppenschüssel gelegen, einem Erbstück einer verstorbenen Tante.

Er knüllte die Scheine zusammen und steckte sie in die Hosentasche. Einen Pullover streifte er noch über und bemerkte dabei, wie der Stoff über das Fell seines Gesichts glitt und es leicht zusammendrückte. Dann ging er in das winzige Bad, wo auch der Spiegel hing.

Er schaute hinein!

Nein, das war er nicht!

Kein klares Gesicht malte sich dort ab, es war vielmehr ein konturenloser Schatten, der mehr aussah wie ein dreidimensionales Gebilde, ein Hologramm, das inmitten der Spiegelflächen schwebte. Er kam damit nicht zurecht, schüttelte sich, preßte eine Hand vor sein Gesicht und krümmte auch die Finger.

Bill spürte den Einstich der Krallen. Er wußte nicht mal genau zu sagen, wie menschlich oder weniger menschlich sein Gesicht war. Zumindest in der unteren Hälfte hatte es sich verändert, da war kein Mund mehr zu spüren, dafür ein Gewächs, das sich seinen Weg nach vorn gebahnt hatte, wo es spitz und zugleich auch kantig vorlief, als wäre es eine Schnauze.

Ja, Schnauze. Ja. Maul!

Ein Raubtier, ein Untier!

Jackson brüllte auf. Der Schrei war schrecklich. Er zitterte an den Wänden entlang, als wollte er sie zertrümmern. Wer ihn hörte, konnte nicht sagen, ob es der Schrei eines Menschen oder eines Tieres gewesen wäre.

Er war einfach nur grauenhaft!

Und er ebbte schließlich in einem langen Heulton ab, bis er schließlich verstummte.

Bill Jackson taumelte zurück. Der Mann versuchte zu denken, und er dachte darüber nach, ob er noch ein Mensch oder schon völlig degeneriert war.

Noch nicht ganz. Er befand sich nur auf dem Weg dorthin. In seinem Innern kämpften die beiden Seelen miteinander.. Auf der einen Seite

die Bestie, auf der anderen der Mensch.

Noch hatte keine den Sieg errungen, und Jackson wollte die Gunst der Stunde nutzen.

Noch konnte er weg. Er brauchte nur die Wohnung zu verlassen und zu den Garagen zu laufen. Das tat er auch.

Vom Garderobenhaken zerrte er seinen Mantel weg. Im Flur streifte er ihn über.

Die Tür hämmerte er laut zu. Für ihn war es ein Signal. Er wußte, daß er diese Wohnung nie mehr wiedersehen würde…

***

Rita Buckly hatte uns die Adresse hinterlassen, und wir waren einen Weg gefahren, der nicht eben in den Teil der Stadt führte, der auf den bunten Hochglanzbildern der Prospekte zu sehen war. Da gab es keine historischen Gebäude, Museen oder Schlösser, denn wer hier lebte, der schlug sich schlecht und recht durchs Leben. Der existierte von der Hand in den Mund, falls er überhaupt einen Job hatte.

Es gab nur wenige Geschäfte. Und wenn, dann verkauften sie zumeist gebrauchte Klamotten, denn die konnten sich die Käufer gerade noch leisten.

Ein grauer Tag. Der Nebel lag nicht mehr so dicht. Dünner Dunst schwebte über der Stadt wie ein Leichentuch, das sich nicht entscheiden konnte, ob es nun fallen sollte oder nicht. Zum Glück war es wärmer geworden.

Suko und ich waren ziemlich schweigsam. Obwohl wir es nicht aussprachen, hingen wir doch beide mehr mit den Gedanken in der Vergangenheit als in der Gegenwart.

Wir hatten vor einigen Wochen - vier oder fünf - die Begegnung mit Morgana Layton gehabt, und schon damals war uns klar gewesen, daß dies erst der Beginn gewesen war.

Sie und ihre Diener hatten die Opfer gefunden. Die Männer in dem billigen Stripschuppen waren auch gebissen worden. Später dann, als sie in der Klinik lagen, hatten sich an genau den Stellen seltsame Phänomene gezeigt. Da war dann die Haut verschwunden gewesen, und wir hatten statt dessen kaltes Mondlicht gesehen.

Ein Phänomen, fürwahr, das auch wieder verschwunden war, nachdem sich Morgana zurückgezogen hatte.

Wir waren sehr skeptisch und mißtrauisch gewesen. Zu recht, wie sich nun herausgestellt hatte.

Bill Jackson war nur einer von sechs Verletzten gewesen. Immer wieder mußte ich daran denken, und ich spürte es kalt meinen Rücken hinabrinnen, wenn ich mir vorstellte, daß auch die anderen fünf Infizierten das gleiche erlebten wie Jackson.

Suko hatte sich mit dem gleichen Gedanken beschäftigt. Er sagte:

»Wenn wir Jackson besucht haben, John, werden wir uns auch um die anderen kümmern müssen.«

»Da sagst du was.«

»Es müßte einfach sein, die Namen und Adressen herauszufinden. In der Klinik werden sie noch alles gespeichert haben.«

»Das denke ich auch.«

»Gehen wir mal davon aus, daß bei den anderen fünf Verletzten das gleiche Phänomen passiert ist. Das der Keim durch Morgana gelegt wurde und sie nun dabei sind oder dabei waren - es kann ja unterschiedlich schnell gehen -, sich zu verwandeln. Da käme dann noch einiges auf uns zu, und nicht nur auf uns. Ich danke auch, daß die Männer in bestimmten Verhältnissen leben. Verheiratet sind, auch Kinder haben. Da wird sich jede Frau oder jedes Kind bedanken, plötzlich als Ehemann oder Vater einen Werwolf in der Wohnung zu wissen.« Er sah meinen leicht bösen Blick und winkte ab. »Es braucht nicht so zu kommen, aber wir sollten schon damit rechnen, sage ich mal.«

»Kein Einspruch.«

Suko deutete nach draußen. »Das Wetter ist ideal. Sie können sich verstecken, und wenn mich nicht alles täuscht, soll der Nebel wieder dichter werden. Das jedenfalls wurde in den Nachrichten behauptet. Wir werden einen typischen Londoner Spätherbst bekommen, da können sich dann alle freuen.«

»Alle?«

»Ja, die es immer gewußt haben.«

Ich grinste nur müde. Zudem mußte ich achtgeben, daß wir uns nicht verfuhren. Die Gegend war nicht nur düster, sondern auch eng. Zwar gab es Straßen, die aber verdienten den Namen kaum. Es waren mehr Gassen, durch die wir krochen.

Die nächste war es dann.

Ich lenkte den Rover um eine Kurve, vorbei an einem mächtigen und alten Eckmietshaus, in dessen unterer Etage sich ein Pub befand, dessen zwei Fenster mit Plakaten verklebt waren, auf denen Sonderangebote offeriert wurden.

So konnte man einen Sandwich zusammen mit einem Bier zu einem Preis erstehen, der fünfzig Prozent unter dem in der City lag. Hier war eben alles anders.

Eines jedoch war gleich. Es würde für uns kaum möglich sein, einen Parkplatz zu finden. Zu dicht standen die Autos hintereinander. Sie sahen ebenso grau aus wie die Fassaden der Häuser, wobei es immer wieder schmale Durchfahrten gab auf Hinterhöfe, in denen sich sicherlich ebenfalls noch Anbauten und weitere Bausünden verteilten.

Suko deutete nach links. »Wenn mich nicht alles täuscht, müssen wir dort hinein.«

»Schon gesehen.«

»Wenn du in der zweiten Reihe parkst, treten sie uns die Kiste ein, sage ich mal.«

»Dann eben nicht«, murmelte ich und fuhr weiter. Es war gut, daß ich so reagiert hatte, denn am Ende der Straße entdeckte ich eine Lücke, in die unser Rover soeben noch hineinpaßte. Ich rangierte einige Male hin und her, dabei wurden wir von einigen jungen Männern beobachtet, die feixten, weil sie damit rechneten, daß ich es nicht schaffen würde. Aber sie hatten sich verrechnet. Der Rover stand schließlich in der Lücke, ohne ein anderes Fahrzeug berührt zu haben.

Wir stiegen aus, ich schloß ab, für die jungen Burschen waren wir uninteressant geworden.

Kinder liefen uns entgegen, die Schultaschen trugen. In einem schmalen Schlauch, mehr war das Lokal nicht, schnitt ein glatzköpfiger Mann an einem Gyros-Klumpen herum und hörte dabei griechische Volksmusik aus dem Radio.

Wir gingen die Strecke zurück. Ich spürte in meinem Innern eine seltsame Spannung. Was es genau war, konnte ich nicht erklären. Bestimmt keine Vorfreude, denn wir mußten, wenn sich dieser Bill Jackson tatsächlich verwandelt hatte, mit dem Schlimmsten rechnen.

Er lebte in einer bewohnten Gegend. Wenn er schon in den Zustand der Bestie übergegangen war, dann würde sein Menschsein verschwunden sein. Dann war er auf der Jagd, und es gab eigentlich nur eine Chance für die Nachbarn.

Entweder schafften sie schnell genug die Flucht, oder sie vertrauten darauf, daß der Trieb des Werwolfs erst dann durchbrach, wenn die Dunkelheit über das Land herabfiel und sich am Himmel der Vollmond zeigte.

Es waren Spekulationen, mehr nicht. Ich hoffte trotz allem noch, daß sich Rita Buckly geirrt hatte, das allerdings würde ich mir sicherlich abschminken können.

Die Enge der Straße wirkte bedrückend. Hinzu kam der Himmel. Er lag wie grauer Kunststoff über uns. Oder war es der Dunst? Wir wußten es selbst nicht, weil beides ineinander überging.

Die meisten Fenster der Häuser waren geschlossen. Nur hin und wieder zeigte sich ein Gesicht hinter den ebenfalls grauen Scheiben, das sehr bald wieder verschwand.

Nicht an allen Häusern waren die Hausnummern noch vorhanden. Aber zu dem Haus, in dem Bill Jackson lebte, gab es eine Einfahrt zum Hinterhof. Weggeworfene Dosen, Papier und auch Flaschen verteilten sich auf dem Boden.

Wir blieben vor der Haustür stehen.

Rita Buckly hatte uns erklärt, daß wir bis nach oben mußten. Natürlich zu Fuß, denn einen Fahrstuhl gab es nicht.

Die Tür war nicht verschlossen. Wir würden sie aufdrücken können, in den Flur gehen und…

Ich hatte plötzlich den Eindruck, als wäre das alles gar nicht wahr. Etwas überschwemmte meine Sinne. Um was es sich handelte, wußte ich selbst nicht, vielleicht war es eine Ahnung oder ein Wissen. Jedenfalls löste sich das Rätsel, als wir plötzlich einen Laut hörten, der bestimmt nicht von einem Menschen ausgestoßen worden war.

So heulte kein Mensch.

Aber ein Wolf!

***

Es ging doch nicht alles so glatt, wie Jackson es sich vorgestellt hatte. Zwar war es ihm gelungen, den unteren Bereich zu erreichen, ohne gesehen zu werden, aber in dem Augenblick, als er die Treppe verlassen hatte, da öffnete sich eine der beiden Türen in seiner Nähe. Eine Lichtbahn fiel in den Flur, nicht so weit, daß sie ihn erreicht hätte, aber sie zwang ihn in Deckung.

Er zog sich zurück.

Gerade noch rechtzeitig genug. Unter der nach oben führenden Treppe fand er sein Versteck, hörte die Stimme einer Frau und die eines Kindes. Die Frau regte sich fürchterlich darüber auf, daß ihr Junge nicht in die Schule gegangen war und mal wieder geschwänzt hatte. Jetzt prügelte sie ihn aus der Wohnung und schlug die Tür wuchtig zu.

Der Junge prallte mit dem Rücken gegen die Wand. Er grinste noch. Dann streckte er der verschlossenen Tür die Zunge heraus, trat wütend auf und bedachte seine Mutter mit einem Schimpfwort.

Leben pur!

Seine Blickrichtung stufte Jackson als gefährlich ein. Sie war aber nicht auf den Punkt konzentriert, an dem er sich aufhielt. Bill war in den tiefsten Schatten gekrochen und hatte sich dort hingekauert.

Was tat der Junge?

Erst einmal nichts. Er blieb stehen, murmelte vor sich hin und strich durch sein zotteliges Haar. Und Jackson spürte wieder die Gier in sich hochsteigen.

Da stand ein Mensch.

Er war aus Fleisch.

Blut rann durch seine Adern.

Leben…

So und nicht anders reagierte die Bestie in ihm. Zugleich gab es noch die zweite Seite in seinem Innern, die menschliche, und die wiederum sagte ihm, daß er vorsichtig sein mußte. Die Zeit war noch nicht reif. Sie würde kommen, aber nicht jetzt. Er mußte der Stadt entfliehen und zu seinem Ziel gelangen.

Er bewegte seine Schnauze. Wieder spürte er in seinem Gesicht das heftige Ziehen, und er wußte auch, daß die Verwandlung noch nicht beendet war.

Etwas drängte sich gegen ihn. Eine wahnsinnige Beklemmung, die er nicht unterdrücken konnte.

Etwas nagelte ihn auf der Stelle fest, und eine andere Kraft wollte ihn voranpeitschen.

Er blieb aber stehen.

Was tat der Junge? Der spie plötzlich gegen die Tür seiner Wohnung, dann drehte er sich um und lief mit schnellen Schritten der Haustür entgegen. Jackson starrte ihm nach. Die Zunge drang aus seinem halb geöffnete Maul und umtanzte die Umrisse wie in gieriger Vorfreude. Das Leuchten in seinen Augen nahm ab, als er den Jungen nicht mehr sah. Jetzt konnte er sich wieder um sich selbst kümmern.

Er blieb nicht mehr in seinem Versteck. Der nächste Weg führte ihn bis an die Hintertür. Sie war nicht gerade stabil. Primitiv aus Latten zusammengeklopft. Sie hatte mal ein Schloß besessen, das gab es zwar noch, es funktionierte nur nicht mehr.

Die Mensch-Bestie blieb vorsichtig. Jackson wußte genau, daß es für ihn noch einmal gefährlich werden würde, wenn er die freie Fläche zwischen der Hintertür und den Garagen überwand. Er sollte nicht gesehen werden, wo er sich noch inmitten der Verwandlung befand. Was später geschah, war ihm egal, da würde er sich dann den Menschen stellen…

Mit seiner Prankenhand zerrte er: die Tür auf. Wie immer schleifte sie über den Boden. Da in der Nähe, dicht an der Rückwand, einige Mülltonnen standen, wehte ihm der Gestank entgegen. Er kannte ihn, aber nie zuvor hatte er ihn als so stechend und widerlich empfunden wie in diesem Augenblick.

Es lag wohl daran, daß sich seine Sinne während der Verwandlung geschärft hatten. Damit mußte er leben.

Die Luft war rein.

Bei diesem feuchtkalten Wetter hielt sich niemand im Geviert des Hinterhofs auf. Auch hier hatte es der Dunst geschafft, ein Erbe zu hinterlassen. Er war lautlos hineingeglitten und hatte sich ausgebreitet, wobei er an den alten Wänden klebte, über Ab- und Vorbauten hinwegglitt, in denen sich noch alte Toiletten befanden. Auch zu erkennen an ihren Fensterluken.

Die Garagentore sah er nur verschwommen. Er parkte seinen alten Wagen in der zweiten von links.

Es war ein Volvo, der schon mindestens fünfzehn Jahre auf dem Buckel hatte. Grau wie der Nebel.

Irgendwo sah er immer schmutzig aus.

Noch einmal schaute er sich um. Alles klar!

Jackson startete.
Und er war schnell. Mit langen Schritten, geduckt und phantomgleich huschte er durch den Dunst.
Der Boden war feucht. Unregelmäßig verteilte sich das Pflaster, und Jackson rutschte tatsächlich noch einmal aus. Kurz bevor er die Tür erreicht hatte. Er konnte sich nicht halten und prallte gegen sie.
Sein Gesicht verzog sich. Die Schnauze wölbte sich bereits vor. In der unteren Hälfte erinnerte nichts mehr daran, daß es einmal das Gesicht eines Menschen gewesen war.
Die Bestie drang immer stärker vor. Sie, ließ sich einfach nicht zurückhalten. Damals war die Saat gelegt worden, und erst jetzt war der Keim aufgegangen.
Bill Jackson bückte sich. Auf dem Weg nach unten hatte er bereits seinen Schlüssel aus der Tasche geholt. Das Schloß der Tür ließ sich geschmeidig öffnen, er klappte sie hoch und war froh, in die Düsternis der schmalen Garage eintauchen zu können. Er traute sich auch zu, den Wagen zu fahren, das war kein Problem, aber er blieb schon nach zwei Schritten in Höhe des rechten hinteren Kotflügels stehen.
Etwas störte ihn!
Jackson wußte nicht, was es genau war, er wußte, daß er sich nicht geirrt hatte.
Seine geschärften Sinne spürten den Feind auf, denn er ging einfach davon aus, es mit einem Feind zu tun zu haben.
In der Garage?
Jackson überlegte. Das konnte er noch. Sein Gehirn reagierte menschlich, obgleich die Gier in ihm immer zunahm, und der Drang nach Blut und Fleisch kaum zu stoppen war.
Er tastete sich vor. Licht gab es in der Garage nicht. Er hatte es nicht für nötig gehalten, einen Stromanschluß anzuschaffen. Jetzt ärgerte er sich darüber.
Jackson schob sich weiter.
Den Blick hielt er dabei nach vorn gerichtet. Seine kalten Augen fixierten einen Punkt an der Rückseite der Garage, ohne jedoch dort etwas Genaues erkennen zu können.
Da blieb es düster.
Auch das durch das Tor fallende Licht erreichte diese Seite nicht. Es versickerte unterwegs.
Neben der Fahrertür blieb er stehen. Normal hinstellen konnte er sich nicht, dazu war die Lücke zwischen Auto und Wand einfach nicht groß genug.
Er wartete.
Sekunden vergingen. Seine Sinne schlugen auch weiterhin Alarm, obwohl er nichts sah.
Aber die Gefahr lauerte. Er wußte nicht, wer sie ihm gebracht hatte.

Ob es ein Mensch oder etwas anderes gewesen war. Sie mußte einfach da sein.

Nachdem auch in den folgenden Sekunden nichts passiert war, holte er den Wagenschlüssel hervor.

An dem Bund hingen drei Schlüssel, die bei leichten Bewegungen gegeneinander klimperten.

Er steckte den Schlüssel in das Schloß der Fahrertür. Die Tür war jetzt offen, er konnte einsteigen.

Er tat es noch nicht.

Das Warten zerrte an seinen Nerven. Es fraß ihn beinahe auf. In seiner Kehle lag ein widerlicher Druck. Zwischen dem Fell auf seinem Gesicht schimmerte feucht der Schweiß.

Jackson sah sich in die Defensive gedrängt, nur konnte er nicht herausfinden, wer dafür die Verantwortung trug.

Es war zum Heulen.

Er öffnete die Tür. Im Wagen gab die Deckenleuchte ihr Licht ab. Es fiel auch nach draußen. Über die Kühlerhaube hinweg. Direkt vor der-Stoßstange befand sich die Hand. Der Raum war schmal.

Da hätte kein Mensch mehr dazwischen gepaßt.

Nicht ein Mensch, aber ein Schatten, der plötzlich in die Höhe flatterte.

Bill Jackson wollte gerade einsteigen, als er den Schatten sah. Direkt vor der Kühlerschnauze flatterte er in die Höhe, und er sah aus wie eine alte Decke. Aber das war er nicht, denn er lebte.

Jackson hörte ein Kreischen, das in seinen geschärften Hörorganen gellte. Es jagte wie glühende Speere durch seinen Kopf und machte ihn fast verrückt.

Er sah breite Schwingen, dazwischen ein kopfgroßes Maul. Er sah kleine, leuchtende Augen und auch spitze Zähne.

Dann griff ihn der Schatten an!

***

Für Jackson war die Existenz nach wie vor unbegreiflich. Er kam mit seinem Gegner nicht zurecht, aber das war jetzt nicht wichtig. Für ihn zählte einzig und allein der Angriff.

Noch bevor der Schatten auf ihn niederfallen konnte, riß Bill Jackson die Arme in die Höhe. Er wußte, daß der andere nach seinem Gesicht gezielt hatte, was er nicht mehr schaffte, denn die hochgerissenen Arme wehrten den ersten Angriff ab.

Dennoch versuchte es der Schatten mit einem Biß, begleitet von einem harten Schlagen der Flügel oder Schwingen. Sie fegten um Jacksons Ohren und um sein Gesicht. Er bekam die Schläge mit und fiel nach vorn. Am Dach seines Volvos stemmte er sich hoch, während ihn der Schatten umflatterte.

Etwas schabte an seinem Nacken entlang. Es fühlte sich an, als hätte jemand zwei spitze Gegenstände hineingeschoben. Wahrscheinlich blutete er, das aber nahm er in Kauf, obwohl er sich duckte und so tat, als würde er dem Angreifer nachgeben.

Dann aber schoß er hoch und schleuderte zugleich die Fäuste in die Höhe. Aufgeben wollte er nicht.

Er bekam etwas Hartes, Ledriges zwischen seine Pranken. Eine innere Stimme befahl ihm, dies festzuhalten, was er auch tat, die Arme dabei weiterhin in die Höhe gereckt hielt, so daß sie über dem Wagendach schwebten.

So hielt er den Schatten fest und von seinem Gesicht weg. Jackson hob den Kopf.

Noch schaffte er es, das wilde, zappelnde Ding festzuhalten, und er sah plötzlich, wie eine in der Luft schwebende Momentaufnahme, den Kopf zwischen den beiden Flügeln dicht vor sich. Das war ein fast dreieckiger Schädel mit weit aufgerissenem Maul, aus dem zwei spitze Zähne hervorschauten.

Zähne wie Dolche.

Vampirhauer!

Jackson dachte es und reagierte.

Mit einer wahnsinnige Anstrengung und auch mit einer unheimlich wütenden Bewegung, dabei angespornt vom eigenen Überlebenswillen, riß er die Arme zur Seite, ohne das zappelnde Etwas loszulassen. Und seine Kraft war größer als die eines Menschen.

Er riß ihn auseinander.

Dabei schrie er seinen Frust hinaus. Es war ihm egal, ob das Heulen gehört wurde oder nicht.

Jackson wollte nur weg, und er wollte sich nicht beißen lassen.

Die unheimliche Riesenfledermaus hatte diesem Kraftakt nichts entgegenzusetzen gehabt.

In zwei Teile zerrissen, so glaubte er zumindest, schleuderte er die Angreifer gegen die hintere Wand der Garage. Er knallte vor die Mauer, und für einen winzigen Augenblick sah es so aus, als würde er daran festkleben.

Dann siegte die Schwerkraft.

Die Fledermaus sackte nach unten, begleitet von schrillen Geräuschen. Schreie, die längst nicht mehr so laut waren wie zu Beginn, die sich jetzt weinerlich anhörten und verloren wirkten.

Ob er den Angreifer vernichtet hatte oder nicht, war ihm egal. Für ihn zählte einzig und allein, aus dieser Garage wegzukommen und auch aus der Stadt.

Es gab ein Ziel. Er wußte es. Und dieses Ziel, obwohl es ihm noch unbekannt war, hatte sich wie eine Zeichnung in sein Gehirn eingebrannt. Er würde es mit tödlicher Sicherheit finden, das stand für

ihn fest. Laut knallte er die Tür zu. Seine Pranken konnte Bill noch so bewegen wie ansonsten die Hände. Es gelang ihm auch, das Zündschloß beim ersten Versuch mit dem Schlüssel zu füllen.

Der Volvo war zwar alt, aber zuverlässig. Er sprang sofort an.

Das Geräusch bedeutete für die flüchtende Bestie eine neue Hoffnung. Er würde es schaffen, er würde aus der Garage herauskommen und verschwinden.

Rückwärts verließ er den Kasten. Auf dem Hof rollte er in den Dunst hinein, zog dabei den Volvo nach links, weil dort der meiste Platz war, um zu wenden.

Die Reifen, nicht mehr die besten, rutschten über die feuchte Fläche hinweg, aber Jackson behielt seinen Wagen unter Kontrolle. Mit schnellen, abgehackten Bewegungen drehte er das Lenkrad in die andere Richtung. Er mußte einen Rechtsbogen fahren, um die schmale Einfahrt zu erreichen.

Bisher war alles glatt gegangen.

Der Volvo machte einen Bocksprung nach vorn, als hätten ihn Hände gestoßen.

Er kam voran.

Leicht schleudernd zwar, aber immerhin.

Im Dunst zeichnete sich auch die Rückseite der Einfahrt ab, in die er fahren mußte. Dort erschienen plötzlich zwei Männer. Jackson kannte sie nicht, doch er wußte, daß diese beiden seine Todfeinde waren.

Er aber wollte raus.

Und so gab er Gas!

***

Das Heulen hatte uns alarmiert. Wir waren keine heurigen Hasen und wußten, wie das Spiel laufen würde. Dieser Schrei brauchte von keinem Menschen abgegeben worden zu sein, denn oft genug hatten wir ihn in unheimlichen, mondbesetzten Nebelnächten gehört.

So schrie ein Werwolf.

Die Durchfahrt war leer. Ein Schlauch voller Unrat, über den wir stolperten. Wir hatten Glück, nicht auf eine Flasche zu treten und auszurutschen. Ich kickte eine so hart zur Seite, daß sie beim Aufprall gegen die Wand zersprang.

Suko hatte das Ende der Einfahrt eher erreicht als ich. Nur - was bedeutete schon das Ende? Für uns war es nicht mehr als ein dunsterfülltes graues Fenster, hinter dem wir ein bestimmtes Geräusch hörten. Das harte Heulen eines gequälten Automotors, und wir entdeckten auch sehr bald den sich bewegenden Schatten.

Suko zog seine Beretta, ich holte meine Waffe ebenfalls hervor. Unsere Schritte wurden länger, die Wände neben uns verschwanden, als wir den Hof erreichte hatten und das Auto sahen, dessen Fahrer

einen Bogen gefahren hatte, um die Einfahrt zu erreichen.

Zwischen ihr und ihm befanden wir uns.

Darauf nahm er keine Rücksicht, denn er gab Gas. Wir sahen beide, wie der graue Wagen nach vorn sprang, als wollte er abheben wie ein Flugzeug am Ende der Rollbahn.

Er tat es nicht.

Statt dessen raste er auf uns zu, und der hinter der Scheibe nicht zu erkennende Fahrer fuhr ohne Rücksicht auf Verluste. Plante er einen Mord? Hätte er in dem engen Hinterhof überhaupt noch ausweichen können?

Ich spritzte nach rechts weg, Suko nach links. Auf der feuchten Unterlage war es nicht einfach für uns, das Gleichgewicht zu halten. Und plötzlich sahen wir auch zwei gelblichweiße Augen im grauen Dunst, also hatte der Fahrer die Scheinwerfer eingeschaltet.

Wer so floh, hatte etwas zu verbergen, und das mußte in diesem Fall Bill Jackson sein.

Ich schoß.

Suko feuerte ebenfalls.

Wir hatten dabei auf die Reifen gezielt. Sie waren nicht einfach zu treffen, auch wenn der Wagen nicht schleuderte. In diesem Fall jedoch war uns das Glück hold.

Zweimal hieben die Geschosse in die Reifen hinein. Ich hatte auf den linken Hinterreifen gezielt.

Wo Suko den Wagen erwischt hatte, wußte ich in diesem Moment noch nicht. Erst später sahen wir, daß es der rechte Vorderreifen gewesen war.

Dennoch raste der Mann hinter dem Steuer weiter. Es sah so aus, als würde er es schaffen, den Volvo in der Spur zu halten und die Öffnung der Einfahrt zu treffen.

Das Auto radierte an mir vorbei. Die Reifen gaben schlimme Geräusche ab. Es gelang mir auch, einen Blick durch die Scheibe zu werfen, den Fahrer jedoch sah ich nur als geduckte und kompakte Masse hinter dem Lenkrad hocken.

Es sah nur so aus.

Genau im entscheidenden Moment bekam das Fahrzeug einen Kick. Die Räder liefen nicht mehr synchron, ein Drall nach links war die Folge. Dafür war die Einfahrt jedoch zu schmal.

Mit dem linken Kotflügel rammte der Volvo genau gegen die Ecke. Ein Schlag wie mit dem wuchtigsten Hammer der Welt. Die Kante drückte das Blech tief ein. Wir hörten das Kreischen, Splittern und schauten zu, wie der Volvo abzuheben schien.

Das schaffte er aber nur mit den Hinterrädern, dann trieb ihn die Aufprallwucht herum. Er drehte sich nach rechts und knallte mit der hinteren Seite gegen die andere Kante der Einfahrt.

Wieder »schrie« das Blech. Scheiben gingen zu Bruch. Der Kotflügel wurde nach innen gedrückt.

Scharfes Metall bohrte sich in die Reifen hinein. Glasscherben wirbelten über den Boden, und hinter dem Steuer bewegte sich der Fahrer wie eine zuckende Puppe, denn er selbst reagierte in diesem Augenblick nicht.

Er war auch nicht angeschnallt gewesen. Die erste Aufprallwucht hatte ihn nach vorn geschleudert.

Er war mit dem Kopf gegen die Frontscheibe geprallt und hätte eigentlich schwer verletzt sein müssen, aber er lebte noch und bewegte sich.

Er wollte raus!

Von seinem Standort wäre es nicht schlecht gewesen. Er hätte nach dem Öffnen der Fahrertür in die Einfahrt hineinlaufen können. Zwei Dinge standen dagegen.

Zum einen bewegte sich der demolierte Volvo wieder in die andere Richtung, und zum anderen klemmte die Fahrertür. Der Wagen stand jetzt schräg zur Öffnung der Einfahrt, und hinter den Scheiben bewegte sich der Fahrer zuckend hin und her.

Er schien es nicht zu begreifen, daß sich die Tür verklemmt hatte. Immer wieder rüttelte er daran, kam aber nicht weg.

Zuschauer gab es auch schon. Um die kümmerten wir uns nicht. Ich umlief den Volvo, an seinem Heck und wollte Suko zu Hilfe eilen, der bereits an der Fahrerseite stand, wo er die Tür aufzerren mußte.

Das Feuer sahen er und ich zugleich!

Kleine Flammen, die über die Kühlerhaube schossen. Das heißt, sie huschten eigentlich durch den Motorraum, denn die Kühlerschnauze war durch den Aufprall aus ihrer Halterung gerissen worden, hatte sich aufgestellt und war trotzdem verbogen. So sah sie aus wie eine starre Welle mit einem spitzen Rücken.

Wir mußten weg.

Der Wagen konnte jeden Augenblick zu einer Flammenhölle werden, denn beiden war uns bekannt, wie schnell sich ein derartiges Feuer ausbreiten konnte.

Wir liefen zurück auf den Hof.

Im Volvo bewegte sich der Fahrer. Er versuchte es jetzt an der anderen Tür und hatte sich dabei über den Sitz gebeugt.

Er drückte - und bekam sie auf.

Da schnappte das Feuer zu.

Vielleicht hätte der Mann es noch geschafft, dem Wagen zu entfliehen, aber er saß nicht, sondern lag über dem Sitz. In der Zeit, bis er eine andere Position erreicht hatte, war das Feuer bereits über ihn gekommen, und es hatte sich in einen gleißenden, heißen Tod verwandelt, denn auch das Benzin hatte sich entzündet.

Im Nu umgab das Fahrzeug ein Meer aus Flammen. Es war der reine Wahnsinn, denn so schnell breitete sich ein Feuer nur selten aus. Wir lagen am Boden, die Explosion hatte den Wagen zerrissen. Flammen waren wie gierige Finger, sie wurden von dichten schwarzen Rauchschwaden umtanzt, die den Volvo wie einen Käfig umgaben.

Eine Chance hatte der Fahrer nicht.

Und trotzdem versuchte er es.

Es regnete brennendes Benzin. Flammentropfen fielen dem Erdboden entgegen und flackerten dort weiter. Der Volvo selbst war eine einzige Gluthölle. Längst hatten auch die Polster Feuer gefangen, der dicke, schwarze Rauch vernebelte den Hinterhof, und die Schwaden kamen uns vor wie der Atem eines gewaltigen Ungeheuers, in dessen Zentrum sich jemand hervordrückte.

Es war der Fahrer, der das Auto endlich verlassen konnte. Er kroch an der Beifahrerseite heraus, und wir schauten ihm direkt entgegen. Bei klarer Sicht hätten wir ihn genau erkennen können, aber auch jetzt sahen wir, daß wir es nicht mehr mit einem Menschen zu tun hatten, sondern mit einer pelzigen Bestie.

Das war ein Werwolf.

Und er wurde von einem Flammenmantel umgeben, der ihn umhüllte und auffraß.

Er tanzte über den Boden. Die Arme hielt er in die Höhe gereckt. Auch an ihnen rannen die Flammen entlang, und sie waren dabei, sein schon verändertes Gesicht zu zerschmelzen.

Dann brüllte er.

Es waren keine menschlichen Schreie mehr, die über den Kopf gellten. Dieses Brüllen paßte und gehörte zu einer Bestie, und die Schreie zitterten über den Hinterhof, als wollten sie den Rauch und die Flammen vertreiben.

Beide waren stärker.

Vor unseren Augen schmolz die Bestie zusammen. Sie sackte dabei in die Knie, stemmte sich noch mit den Händen auf und machte den Eindruck einer Feuerbrücke.

In den nächsten Sekunden sahen wir nichts mehr, weil der dichte Rauch unseren Blick vernebelte.

Dafür lag der Volvo allmählich frei. Er war bereits ausgebrannt. Wie ein heißes, geschmolzenes Stück Eisen, ein zerstörtes Kunstwerk, lag er auf dem Hinterhof. Umgeben von stinkenden Schwaden, bedeckt von handlangen, huschenden Flammen, die alles, auch noch den Rest zerstören wollten.

Und ein zweiter Rest lag vor dem Wagen.

Von der Bestie oder dem Menschen, der einmal auf den Namen Bill Jackson gehört hatte, war nicht mehr viel übriggeblieben. Ebenfalls ein schwarzer Klumpen, schaurig anzusehen, eben eine verbrannte

Kreatur.
Wir näherten uns ihm vorsichtig. Plötzlich wurden auch wir von Funkenflug erwischt. In unserer Kleidung waren zahlreiche Löcher. Ich wollte etwas sagen, was ich durch einen Hustenanfall nicht schaffte. Dafür sprach Suko. »Das ist die Spur gewesen, John. Aber eines steht fest: Morgana hat ein Erbe hinterlassen, und ich gehe davon aus, daß es nicht nur bei Bill Jackson der Fall gewesen ist.«
Da mir der scharfe Rauch noch immer die Kehle aufrauhte und ich deshalb nicht sprechen konnte, nickte ich. Der Innenhof bot ein Bild des Schreckens. Noch immer von dicken Rauchfahnen erfüllt, sah er aus wie ein Kriegsschauplatz.
Zur Straße hin und am Beginn der Einfahrt hatten sich Menschen versammelt. Sie hörten ebenso wie wir das Heulen der Sirenen. Polizei und Feuerwehr befanden sich im Anmarsch.
Für beide würde noch viel Arbeit bleiben. Anders sah die Lage bei uns aus.
Wir standen erst am Beginn!

***

Es stimmte, denn viel zu löschen gab es für die Männer der Feuerwehr nicht mehr. Sie legten einen Schaumteppich auf das verbrannte Wrack und wollten natürlich wissen, wie es zu dem Brand gekommen war. Wir waren die Zeugen, gaben ein kurzes Protokoll, und den Kollegen von der Polizei brachten wir bei, daß dies ein Fall war, der uns allein anging, sie aber den Abtransport der Leiche übernehmen sollten, um die der Obduktion zuzuführen.
Als die Reste auf eine Decke gelegt wurden, die anschließend in einem Behälter verstaut werden sollte, schauten wir uns noch einmal an, was von dieser Gestalt übrig geblieben war.
Nicht viel, wie ich zugeben mußte. Es war nicht zu erkennen, daß es sich bei dieser verkohlten Leiche einmal um einen Werwolf gehandelt hatte.
»Kennen Sie den Mann?« wurden wir von einem Sergeant gefragt.
»Es ist höchstwahrscheinlich ein gewisser Bill Jackson.«
»Aber sicher sind Sie nicht?«
»Dazu müßten wir erst einen Blick in seine Wohnung werfen.«
»Dann lebte er hier?«
»Ja.« Ich deutete auf das offene Tor. »Das da vorn ist seine Garage gewesen.«
»Aha.«
Jemand, der ebenfalls im Haus wohnte, kam auf uns zu. Ein älterer Mann, der einen grauen Jogginganzug trug. Aus der rechten Seitentasche der Hose schaute der Kopf einer Bierflasche.
»Hören Sie, das war Jackson, der von oben. Ich kenne doch seinen

Wagen.«

»Haben Sie auch gesehen, wie er einstieg?«

»Nein.«

»Danke.«

Der Mann zog sich wieder zurück, und wir wollten uns endlich um die Wohnung kümmern.

Durch eine Hintertür betraten wir das Haus, das seine Stille verloren hatte.

Man sprach über den Fall, schaute in den Hof, stand im Flur, und als wir hochgingen, wurden wir der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Einige schüchterne Fragen wurden an uns gestellt, die wir nicht beantworteten. Vor Jacksons Tür blieben wir stehen. Ich erinnerte mich an Rita Bucklys Beschreibungen. Genauso hatten wir es erwartet.

Einen zweiten Schlüssel gab es natürlich nicht, zumindest war keiner greifbar, und so brachen Suko und ich die Tür auf.

Im Prinzip rechneten wir mit keiner Gefahr, dennoch waren wir vorsichtig, als wir den Miniflur betraten. Es war das Licht einer Deckenlampe, das auf ein zerwühltes und zerknautschtes Bett fiel, mit dem wir uns beschäftigten.

Uns fielen auf dem hellen Laken sofort die dunklen Haare auf. Spuren eines Werwolffells.

Oder einer Person, die dabeigewesen war, sich in einem solchen zu verwandeln.

Suko hatte seinen rechten Zeigefinger ausgestreckt. »Hier auf dem Bett muß es passiert sein.«

Suko erwartete sicherlich eine Antwort, die er auch nach einer kurzen Denkpause bekam.

»Anschließend ist er geflohen. Er wollte weg, er konnte es nicht mehr aushalten. Er rannte nach unten ins Freie, öffnete die Garagentür und setzte sich in den Wagen. Niemand hat ihn gesehen, denn hätte ihn jemand gesehen, hätten wir es auf dem Hof gesagt bekommen. Oder siehst du das nicht so?« Ich schaute Suko an.

»Sicher, kein Einspruch. Nur eine Frage, John. Auf was willst du tatsächlich hinaus?«

Er kannte mich gut genug, und ich lächelte vor meiner Antwort. »Gehen wir davon aus, daß alles so passiert ist, Suko, dann frage ich mich, warum er geschrien hat.«

Der Inspektor runzelte die Stirn. »Geheult, meinst du?«

»Okay.«

»Damit hat er uns gewarnt.«

»Das stimmt. Ich wundere mich, daß er es getan hat. Zuvor muß er versucht haben, jegliche Aufmerksamkeit zu verbergen, was ihm letztendlich auch gelungen ist. Dann aber dieser heulende Schrei. Ich glaube kaum, daß es ein Ausdruck des Triumphs gewesen ist.«

»Das nicht«, gab Suko zu. Er ging um das Bett herum und blieb mit dem Rücken zum Fenster stehen. »Vielleicht ein Ausdruck des Schmerzes.«

»Weshalb?«

»Könnten wir davon ausgehen, daß er sich möglicherweise noch in der Verwandlung befand?« Da ich nichts sagte, sprach Suko weiter. »Ich rechne damit, denn bisher habe ich noch nicht erlebt, daß ein Werwolf auch Auto fährt.«

Das stimmte. Wir hatten schon einige Male mit diesen Bestien zu tun gehabt, doch autofahrende Werwölfe waren uns bisher nicht untergekommen. Ich drängte meine Gedanken zurück und versuchte, mich zu erinnern. Wir hatten gesehen, wie Jackson als Flammenbündel aus dem Volvo geflüchtet war. Ein Mensch oder eine Bestie. Vielleicht auch beides? So genau kamen wir damit nicht zurecht, das Feuer und der Rauch waren auch zu stark gewesen. Das Gesicht jedenfalls war eine Fratze gewesen. Zumindest in der unteren Hälfte. Ich erinnerte mich deutlich an das langgestreckte Maul oder an die Schnauze, die nichts mehr mit dem Mund eines Menschen zu tun hatte. Hier war einiges noch in der Schwebe geblieben, und wir einigten uns letztendlich darauf, daß die Verwandlung noch nicht bis zum Ende fortgeschritten war.

Danach durchsuchten wir die Wohnung.

Es war nicht die Neugierde, die uns vorantrieb. Wir mußten einfach davon ausgehen, daß es außer Jackson noch fünf andere Menschen erwischt hatte, die wir vor einigen Wochen in den beiden Krankenzimmern kennengelernt hatten, als hinter einem Fenster Morgana Layton inmitten eines kalten Mondlichts erschienen war.

Sie hatte damals den Keim gelegt. Nun war die Saat aufgegangen, und bestimmt nicht nur bei Jackson. Morgana würde bestimmt dafür sorgen, daß ihre Diener sie auch fanden, und sie hatten ihnen möglicherweise ein Ziel oder einen Treffpunkt vorgegeben. Dorthin mußte er gewollt haben, nahmen wir an. Zu irgendeinem geheimen Treffpunkt, über den ihn Morgana informiert hatte.

Nicht nur ihn, auch die anderen.

Suko hatte sich mit den gleichen Folgerungen und Gedanken beschäftigt wie ich. Er nickte mir zu und sagte: »Wir sollten so rasch wie möglich die Klinik aufsuchen und uns mit diesem Professor wie hieß er noch gleich? - zusammensetzen.«

»Ben Chapman.«

»Ja, stimmt. Ihn hat es ja auch erwischt gehabt. Aber er hat die Schüsse überlebt. Vielleicht ist er schon wieder im Dienst.«

»Okay, er oder andere werden die Namen der Verletzten noch wissen. Los, packen wir es an!«

Wir wollten die Wohnung verlassen, und dem stand auch nichts im

Wege, bis wir plötzlich den Lärm aus dem Hinterhof hörten, der zu uns hochschallte.

Es waren Schreie und auch Flüche.

Wir eilten an ein Fenster. Die Scheibe war schmutzig, die Sicht zu schlecht, deshalb zerrten wir es auf. Noch immer trieb der Gestank des ausgebrannten Fahrzeugs zu uns hoch, vermischt mit dünnen Fahnen aus grauem Dunst.

Das Geschehen spielte sich nahe der offenen Garage ab. Halb draußen und halb im Innern kämpfte einer der Polizisten gegen einen Angreifer, der aussah wie ein riesiger Vogel und hektisch seine Schwingen bewegte, es wohl aber nicht schaffte, aus der Garage herauszukommen, sich aber trotzdem an dem Mann festgeklammert hatte.

War das ein Vogel?

Plötzlich hatten wir unsere Zweifel, und für uns gab es kein Halten mehr…

***

Der Schatten hatte in der Düsternis der hinteren Garagenhälfte gelauert, und Buster Simmons hatte ihn nicht gesehen, als er die Garage betreten hatte. Er wollte sich nur umsehen, seiner Pflicht genüge tun, denn es gehörte eben dazu, daß der Tatort sehr genau abgesucht wurde, und die Garage zählte er dazu.

Er war hineingegangen und hatte seine Lampe hervorholen wollen. Da war der Angriff erfolgt.

Blitzschnell und für Simmons erschreckend. Zuerst hatte er nichts getan und nur auf dem Fleck gestanden. Ihm war es vorgekommen, als hätte sich jemand an der Rückwand der Garage unter einer Decke versteckt gehalten und diese dann bei seinem Eintritt in die Höhe geschleudert. Es war so etwas Ähnliches wie eine Decke, aber darunter hatte keine Person gesteckt, denn diese Decke bewegte sich von allein. Sie flatterte auf Simmons zu, der sie nun mit einem großen, wilden Vogel verglich und auch nicht genau wußte, ob dies stimmte.

Jedenfalls wurde er angegriffen. Dieser Vogel hatte sich an seinem rechten Arm im Stoff der Uniform festgebissen, wobei er zerrte, mit den Schwingen schlug und versuchte, in die Höhe zu kommen, was er allerdings nicht schaffte.

Seine Schwingen waren nicht normal. Sie konnten sich nie richtig hochstellen, da sie bis über die Hälfte hinweg Risse zeigten. *Es* war also ein verletzter Vogel, aber hatte ein Vogel ein dreieckigs Gesicht mit einem riesigen Maul, aus dem Zähne hervorschauten? Hatte er Augen, die wie Glutstücke schimmerten?

An so etwas konnte sich Buster nicht erinnern, einen derartigen Vogel hatte er nie gesehen, weder in der Natur noch auf Bildern. Aber

jetzt war er von ihm attackiert worden, das bildete er sich nicht ein.

Er hörte leise, aber dennoch schrille Laute, und er spürte den Ruck an seinem Arm. Denn immer wieder versuchte dieser Vogel es, an seiner Körperseite in die Höhe zu kommen, und er ging davon aus, daß er seinen Hals und das Gesicht erreichen wollte.

Haut, Blut…

Der Gedanke klappte.

Plötzlich wußte Buster Simmons Bescheid. Das war kein Vogel, sondern ein anderes Tier. Eine Fledermaus?

Aber so groß?

Der Polizist torkelte durch die Garage. Seine Kollegen sahen ihn nicht, weil sie in die andere Richtung schauten, und Simmons spürte den Zug an seinem Arm. Er wußte genau, wohin er gezerrt werden sollte. An die Rückseite, wo es dunkler war.

Simmons kämpfte dagegen an. Mit der freien Hand schlug er danach, erwischte die Oberfläche, die sich weich, zäh und dabei ledrig anfühlte, ihm aber einen starken Widerstand entgegensetzte, so daß er sich nicht in der Lage sah, den Angreifer von seinem Körper zu reißen. Er taumelte weiter, prallte gegen die Seitenwand, schlug in das Gesicht der Fledermaus, spürte auch hier den weichen Widerstand und gleichzeitig die scharfen Zähne. Sie waren über seinen Handrücken hinweggeglitten.

Er kam davon nicht los. Dieser flatternde Gegenstand hatte sich festgebissen und wurde noch stärker.

Simmons hörte Laute, die ihm völlig neu waren. Sie erwischten seine Ohren als wildes Fauchen, sie waren furchtbar und widerlich. Er hatte Angst und kam nicht an seine Waffe heran. Deshalb schlug er nach dieser Kreatur mit der Faust, traf, erreichte aber nichts.

Es waren nur wenige Sekunden vergangen, bis ihm einfiel, daß er auch um Hilfe rufen konnte.

Seine ersten Versuche erstickten in der Kehle und waren nicht mehr als ein Gurgeln.

Plötzlich ließ das Wesen ihn los. Es sank zu Boden, drehte sich dort, und Simmons lief wieder auf den Ausgang der Garage zu. Die Fledermaus hatte noch nicht aufgegeben. Sie brauchte nur einen neuen Kraftschub. Obgleich Simmons Furcht hatte, kam er nicht daran vorbei, das Wesen unter Kontrolle zu halten.

Er beobachtete es genau, die verzweifelten Bemühungen der Fledermaus, wieder fliegen zu können, aber die Flügel waren zu weit eingerissen. Daraus wurde nur ein hektisches und unregelmäßiges Flattern, mehr nicht.

Simmons hatte sich endlich gefangen, um seine Kollegen zu alarmieren, da hörte er die hastigen Schritte.

Er drehte sich um und sah die beiden Yard-Leute auf die offene

Garage zurennen.

»Raus!« schrie der Chinese. Er packte Simmons an der Schulter, der nicht rasch genug reagiert hatte. Dann war er in der Garage, und der Blonde gleich mit.

Simmons ging einige Schritte zurück. Im Hof blieb er stehen. Er war jetzt ebenso Zeuge wie seine anderen Kollegen, die aus einer gewissen Entfernung ungläubig zuschauten.

***

Wir aber schon!

Bereits beim Überschreiten der Schwelle oder kurz zuvor hatten Suko und ich erkannt, mit wem wir es zu tun hatten.

Mit einer riesigen Fledermaus. Einem Blutsauger, einem Vampir, den jemand verletzt hatte. Ein Mensch verfügte nicht über die Kraft, die Schwingen zu zerreißen.

Aber Werwölfe waren so stark…

Vor uns tanzte der Vampir über den Boden. Immer wieder versuchte er es. Doch seine Schwingen waren einfach zu kraftlos, um ihn vom Boden in die Höhe zu stemmen. Er schaffte es nur manchmal, fiel aber aus der Kniehöhe sofort wieder zurück.

Wir hatten uns auf seinen Kopf konzentriert. Dreieckig, mit einem weit geöffneten Maul und darüber den kleinen Glutaugen.

Ein menschliches Gesicht?

Das hätte es sein können. Das war es vielleicht auch mal gewesen, vor der Verwandlung.

Jetzt starrten wir die Fratze eines Blutsaugers an!

Nicht der Schreck lähmte unsere Aktivitäten, es war vielmehr das Wissen um das, was vor unseren Augen ablief. Zuerst der Werwolf, nun der Vampir. Zwei der ältesten Blutsauger hatten sich in dieser alten Garage versammelt gehabt, und dies nicht mal in der Nacht, sondern am Tage.

Die Fledermaus änderte ihr Verhalten. Erst jetzt hatte sie bemerkt, daß »Besuch« gekommen war.

Sie war mit sich selbst beschäftigt gewesen, plötzlich aber hörten wir einen leisen, dennoch schrillen und sogar leicht menschlich klingenden Schrei. Dann jagte sie hoch!

Noch einmal hatte sie ihre Kraft gesammelt. Und wieder sah es aus, als hätte jemand eine Decke geworfen, die auf uns niederfallen sollte. Wir wunderten uns beide über diesen Kraftakt, denn es war ihr möglich gewesen, mit den Schwingen unterhalb der Decke herzustreifen. Wir hörten das kratzige Geräusch und sahen auch, wie die Flügel abknickten.

Ich trat zurück, denn Suko hatte inzwischen seine Peitsche gezogen und den Kreis geschlagen.

Drei Riemen wirbelten durch die Luft, und das Monstrum war nicht zu verfehlen.

Der Treffer wirbelte die Fledermaus herum. Sie klatschte gegen die Wand. Der Kopf ruckte noch einmal in die Höhe, und sogar das Maul öffnete sich weiter, obwohl es kaum mehr möglich war.

Aber es riß auch, bevor die Fledermaus noch mit einer torkelnden Bewegung zu Boden fiel und liegenblieb.

Kein Schlagen der Schwingen mehr, kein Zucken des Gesichts. Da lag sie wie ein schwarzer Lappen, der zu einem grauen Etwas wurde. Plötzlich wirkte die Fledermaus stumpf, vergleichbar mit einem alten Wischlappen, und wir sahen auch, daß sie die Leuchtkraft ihrer Augen allmählich verlor.

Als endgültig totes vernichtetes Geschöpf blieb sie reglos auf dem Boden der Garage liegen.

Wir schauten sie an. Natürlich kreisten in unseren Köpfen die Gedanken und Vermutungen, nur war jetzt nicht die Zeit, darüber zu diskutieren, denn die anderen Kollegen hatten beobachtet, was geschehen war. Sie standen an der Garagentür.

Wir drehten uns um.

Buster Simmons, den die Fledermaus zuerst angegriffen hatte, blickte uns in die Augen. Er war kalkweiß im Gesicht, schluckte und hob die Schultern.

»Was…«

»Eine Riesenfledermaus«, erwiderte ich.

»Vampire?«

»So ähnlich.«

»Aber wieso…?«

Ich wurde offiziell, auch wenn es mir nicht so recht paßte. »Bitte, meine Herren, das ist ein Fall für uns. Er geht wirklich nur uns allein etwas an. Ich werde für einen Abtransport sorgen. Okay?«

So ganz einverstanden waren sie nicht. Es hatte sich im Laufe der Jahre hier in London herumgesprochen, wer wir waren, und so ernteten wir keinen Widerspruch.

Suko und ich schauten uns noch einmal die Reste an. Wer immer diese Fledermaus einmal gewesen war, ein Mensch oder ein Tier, jetzt war sie zu grauer Asche zerfallen, und selbst ihre Reiß- und Beißzähne hoben sich davon nicht mehr ab. Auch die roten Halbkugeln der Augen waren vollends verschwunden.

»Jetzt stelle ich die berühmte Frage wie ein TV-Detektiv«, sagte Suko.

»Und wie lautet die?«

»Was nun?«

»Keine Ahnung. Aber es muß weitergehen.« Mein Lächeln zeigte Optimismus. »Wir werden uns von Professor Chapman die Namen der anderen Verletzten geben lassen, mehr können wir im Moment nicht

tun…«

Das Krankenhaus kannten wir, aber wir waren bei unserem jetzigen Besuch nicht in die vierte Etage hochgefahren, wo damals die Verletzten untergebracht worden waren.

Den Professor hatten wir nicht sofort sprechen können. Er war zwar wieder im Dienst, hatte sich aber ausgerechnet an diesem Tag einer Nachuntersuchung unterziehen müssen, und dabei hatten wir nicht stören wollen.

Also waren wir auf die Warteliste gesetzt worden, und diese Zeit verkürzten wir uns in der Kantine.

Mittlerweile hatten wir unseren Chef, Sir James, in die Probleme eingeweiht, und der gute Superintendent hatte sich sehr erstaunt gezeigt, denn Werwölfe plus Vampire zusammen, das konnte er schlecht nachvollziehen. Und noch mehr hatte er sich darüber gewundert, daß beide nicht zusammengehörten, sondern sich als Feinde gegenüber standen.

Darüber sprachen wir auch, als wir mit den Löffeln in den Kaffeetassen rührten. Die braune Brühe war sehr stark, deshalb hatten wir Milch hineintropfen lassen. Ich schaute zu, wie der Kaffee allmählich eine rehbraune Farbe annahm und wandte mich dann an meinen Freund Suko.

»Auch für dich wird es so ausgesehen haben, daß der Blutsauger dem Werwolf ans Leder wollte.«

»Stimmt.«

»Warum?«

Suko verzog die Mundwinkel. »Kannst du nicht eine leichtere Frage stellen?«

»Doch, kann ich. Aber es würde uns nicht weiterhelfen, bestimmt nicht. Wir müssen uns auf das eine Thema konzentrieren. Eben auf dieses noch im dunkeln liegende Motiv.«

Suko trank einen Schluck Kaffee, gab aber keine Antwort. Statt dessen schaute er sich in der ziemlich leeren Cafeteria um, wo man versucht hatte, durch das Aufhängen bunter Bilder ein wenig Freundlichkeit in den Raum zu zaubern.

Die Wände waren in einem Grünton gestrichen, und der Boden zeigte eine ähnliche Farbe. Die Sitzflächen der Stühle waren ebenfalls mit grünem Stoff bespannt.

Hinter der Theke standen zwei Frauen, die sich leise unterhielten. Hin und wieder schielten sie zu der Kaffeemaschine hinüber, lachten ab und zu, bis sich eine schließlich aufraffte, das schmutzige Geschirr zu spülen.

Zwei Tische weiter hockten vier Männer zusammen, die Karten spielten. Sie alle trugen Bademäntel, tranken Cola, in die sie heimlich Schnaps hineinkippten.

»Sag was!« forderte mich Suko auf.
»Was denn?«
»Was dir so einfällt.«
»Dann lach nicht.«
»Ich verspreche es.«
»Ich denke an Will Mallmann!«
Suko lachte nicht. Sein Gesicht blieb ernst, und ich konnte sehen, wie er durch die Nasenlöcher Luft holte. Einen Kommentar gab er nicht ab, aber sein Nicken deutete an, daß er mit mir auf einer Linie lag. »Komisch, John, dieser Gedanke huschte auch mir durch den Kopf. Nur habe ich mich nicht getraut, ihn auszusprechen. Aber wie kommst du auf Dracula II?«
»Wie kommst du darauf?«
»Ich habe dich zuerst gefragt.«
»Okay. Was ich sage, ist Spekulation und Theorie.«
»Weiß ich.«
Ich trank Kaffee, auch wenn er bitter schmeckte. »Daß Mallmann der große Dämonenfürst sein will, brauche ich dir nicht zu sagen. Er hatte sich zurückgezogen in seine Vampirwelt. Von dort kann er die Aktivitäten seiner Geschöpfe steuern.«
»Stimmt.«
»Er ist also ein Beobachter.«
Suko beugte sich vor. »Stimmt auch. Und er wird das beobachtet haben, was auch wir sahen.«
»Morgana Layton.«
»Richtig, John.« Er zielte mit dem rechten Zeigefinger auf mich. »Und ihre Diener.«
»Die plötzlich wieder erschienen sind. Zusammen mit Morgana, wie wir selbst gesehen haben.«
»Im kalten Mondlicht.«
»Aus ihrer Welt.«
Wir warfen uns gegenseitig die Bälle zu. Diesmal war Suko wieder an der Reihe. »Was einer Unperson wie Mallmann nicht gefallen kann. Vampire und Werwölfe, sie sind verschieden, aber irgendwo sind sie auch gleich, denn wir dürfen nicht vergessen, daß es einige Vampire gibt, die auch als Wölfe durch die Welt gehuscht sind, als sie sich auf die Suche nach Menschenopfern gemacht haben.«
»Da gebe ich dir auch recht.«
»Und das kann weder Mallmann noch Morgana gefallen. Ich weiß ja nicht, welche Pläne die beiden haben, aber jeder von ihnen will wohl die Macht, und das kann ins Auge gehen.«
»Also, wird Mallmann verhindern wollen, daß Morgana auf dieser Welt ihren Platz einnimmt.«
»Bingo.«

»Deshalb der Vampir.«
»Stimmt auch.«
»Dann weiß er mehr als wir«, murmelte ich. »Wir könnten davon ausgehen und müssen sogar damit rechnen, daß Mallmann besser informiert ist als wir.«
»Das erkläre mir mal genauer, John.«
Ich nickte. »Mache ich glatt. Wir haben noch fünf ehemalige Verletzte, deren Namen wir gleich erfahren. Ich gehe inzwischen davon aus, daß Mallmann sie ebenfalls kennt und schon entsprechende Vorsorge getroffen hat. Er wird sein Aufpasser aus der Vampirwelt geschickt haben, um Morganas Werwölfe unter Kontrolle zu halten. Ist das eine Möglichkeit?«
»Klar«, bestätigte Suko. »Und es käme nicht mal überraschend, wenn wir an das Zusammentreffen in der Garage denken.«
Ich klopfte mit dem Fingerknöchel auf die Tischplatte. »Um so wichtiger für uns ist es, so rasch wie möglich die Namen zu bekommen.«
»Das dauert nur mehr Sekunden.« Suko hatte an mir vorbeigeschaut. Er hatte den direkten Blickkontakt zur Tür, und durch sie trat ein Mann, dessen Kittel offenstand, der sich ein Lächeln abquälte, weil er ansonsten ziemlich erschöpft aussah.
Es war Professor Ben Chapman. Die Kugeleinschläge hatte er zwar überwunden, aber er litt noch an den Nachwirkungen, denn er bewegte sich ziemlich langsam auf unseren Tisch zu. Wir hatten uns von den Stühlen erhoben, drückten Chapman die Hand, dessen Lächeln sich vertiefte, bevor er zwischen uns an der Schmalseite seinen Platz einnahm.
Wir hatten ihn als einen sehr agilen Menschen in Erinnerung. Den Eindruck machte er uns jetzt nicht. Er war fahl geworden, das Gesicht noch spitzer, der Mund schien sich ebenfalls verkleinert zu haben, und in seinen Augen leuchtete nicht mehr die alte Energie. Die Haare waren am Hinterkopf gekürzt worden, vorn wuchsen sie sowieso nicht mehr.
»Fragen Sie mich bitte nicht, wie es mir geht«, sagte er.
»So schlecht?«
»Nein, Mr. Sinclair, ich darf eigentlich nicht klagen. Ich habe die Operation gut überstanden, ich habe mich auch wieder phantastisch erholt, wie mir meine Kollegen bestätigten, aber es ist im Prinzip zuwenig für mich. Ich bin nicht mehr so agil wie sonst, zudem vermisse ich meine Arbeit. Zwar habe ich mich selbst gesund schreiben lassen, aber Sie wissen ja, wie das ist. Operieren kann ich noch nicht. Das wird dauern. So schleiche ich durch das Krankenhaus und weiß nicht, zu welcher Seite ich mich zählen soll. Zu den Patienten oder zu meinen Kollegen.«

»Wie wäre es denn mit einer Kur?« schlug ich ihm vor.
Professor Chapman nickte. »Die haben mir meine Kollegen ebenfalls vorgeschlagen. Und ich werde auch fahren. In vier Tagen ist es soweit. Da habe ich die Koffer gepackt.«
»Dann drücken wir Ihnen die Daumen, daß alles klappt.«
»Danke, Mr. Sinclair, aber deshalb sind Sie wohl nicht zu mir gekommen, sage ich mal.«
»Nein. Es geht…«
Er winkte ab. »Ich weiß schon. Ihr Chef hat mich informiert, und ich habe bereits meine Pflicht getan.«
Wir staunten. »Sie haben die Namen schon?«
Er lächelte wieder. »Irgendwo muß sich ja einer wie ich nützlich machen.«
»Da haben Sie uns einen sehr großen Gefallen erwiesen«, sagte Suko.
»Möglich.« Capman griff in die rechte Kitteltasche. »Mich hat nur gewundert, daß Sie auf mich zurückgreifen mußten. Es war ein Fall…«
Ich hob eine Hand. »Unser Fehler. Wir hielten die Sache damals für abgeschlossen, denn die ungewöhnlichen Verletzungen sind geheilt.«
»Und jetzt?«
»Tauchten sie anders wieder auf.«
Ben Chapman schwieg. Die Frage lasen wir in seinen Augen ab, und ich berichtete ihm, was geschehen war. An der Reaktion des Professors erkannte ich, wie sehr ihn mein Bericht erschütterte.
Nach einer nachdenklichen Pause murmelte er: »Dann fängt dieser schreckliche Fall wieder von vorn an, denke ich.«
»Das glauben wir auch. Nur diesmal ohne eine gewisse Melanie Morton.«
»Dafür mit dieser Wölfin im Lichtkreis?«
»Damit rechnen wir.«
Chapman schüttelte den Kopf. »Ich habe mich ja vorhin über mein Schicksal beschwert, aber ich will Ihnen gegenüber ehrlich sein und gestehen, daß ich in Ihrer Haut nicht stecken möchte. Für Sie beginnt alles von vorn, und wahrscheinlich wird es noch schlimmer werden, denn als es begann, hatten Sie die Verletzten zusammen. Und jetzt…?« Er ließ seine Worte mit dieser Frage ausklingen.
»Sieht es nicht gut aus«, gab Suko zu. »Wir müssen wieder von vorn beginnen, eben mit diesen Namen.«
»Und Adressen«, sagte der Professor. Er legte die Liste auf den Tisch und glättete den Knick. Die Namen und Anschriften waren fein säuberlich ausgedruckt worden, wobei wir Bill Jackson streichen konnten. Fünf blieben noch übrig.
Suko und ich warfen nur kurze Blicke auf die Liste. Ich steckte sie ein, und der Professor schaute auf seine Uhr. »Ich persönlich hätte

mich gern noch mit Ihnen unterhalten, aber ich denke, daß Sie sich beide auf den Weg machen wollen.«

»So ist es.«

»Dann komme ich noch bis zum Ausgang mit.«

Wir gingen langsam und nahmen den Professor in die Mitte, der es noch immer nicht fassen konnte, daß der Fall wieder von vorn begann. »Fünf Bestien in London und Umgebung. Müssen Sie tatsächlich mit dem Schlimmsten rechnen?«

Wir nickten beide.

»Und das macht Ihnen nichts aus?«

»Doch, aber wir sind es gewohnt«, sagte Suko. Er reichte Ben Chapman als erster die Hand, wünschte ihm alles Gute und eine erholsame Kur.

»Das hoffe ich auch.«

Bald war der Tag vorbei, die Dämmerung würde sich heranschleichen, und wir beide wußten, daß wir so leicht keinen Feierabend bekommen würden. Der Professor winkte uns zu, als wir abfuhren.

Ich sah seine Gestalt noch im Rückspiegel, bis der Dunst sie aufgesaugt hatte.

Da Suko fuhr, kümmerte ich mich um die Liste. Noch auf dem Gelände des Krankenhauses hielt mein Freund an. »Welchen sollen wir uns zuerst vornehmen?«

Ich murmelte den Namen und schlug dann vor, noch nicht hinzufahren. »Warum nicht?«

Ich wies auf eine rote Telefonzelle. »Weil wir uns vorher erkundigen sollten, ob es bereits irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hat.«

Suko brummte etwas. Es hörte sich ärgerlich an. Beim Aufdrücken der Tür grinste ich. »Hast du was?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich denke nur darüber nach, warum ich nicht auf die Idee gekommen bin.«

»Das will ich dir sagen.«

»Ich höre.«

»Mancher hat's und mancher nicht…«

Als Antwort schaute Suko mich an, als wollte er mich fressen.

***

Es war wie immer eine verdammte Schufterei, und Tracy Ralston hätte ihren Mann wer weiß wohin treten können, daß er es nie für nötig hielt, ihr beim Einkauf zu helfen. Schließlich aß sie die Lebensmittel nicht allein.

Dorian blieb im Haus, trank um diese Zeit seinen ersten Brandy, und Tracy hatte die beiden vollen Einkaufstüten aus dem Auto geholt, war die Treppe hochgestiegen und keuchend vor der Wohnungstür in der

ersten Etage stehengeblieben.

Erst mal Luft holen.

Für diesen Zeitraum stellte sie die beiden Tüten ab. Ihr schwindelte ein wenig, und sie schwitzte unter dem Trench, in den schon das Winterfutter eingeknüpft war.

Der Tag war schlimm gewesen. Erst der Streß im Büro, Tracy arbeitete beim Zoll, dann die Hetze zum Frisör, wo sie ihre Haare hatte nachfärben lassen, und der anschließende Ärger über den Frisör, der ihre Haare so unnatürlich dunkel gefärbt hatte.

Der Supermarkt war überfüllt gewesen. Sie hatten sich nur durch die Gänge schieben und an die Verkaufstheken drängen können. Das alles hatte Zeit gekostet, in der ihr Mann sich einen guten Tag machte und dem Brandy zusprach.

Dorian hatte mal wieder keinen Job. Den letzten hatte er vor einigen Tagen hingeschmissen, weil ihm sein Chef nicht paßte. Ralston arbeitete als Kellner, hatte schon einige Stationen hinter sich, und seine Rausschmisse lagen nicht nur daran, daß die Chefs nichts getaugt hatten. Die Schuld stand auf seiner Seite, denn einer der schnellsten Arbeiter war Ralston nie gewesen.

Vor einigen Wochen hatte er noch im Krankenhaus gelegen, denn der Besuch einer dieser miesen Striptease-Bars war anders verlaufen, als er und die anderen Gäste es sich vorgestellt hatten. Da waren sie von Hunden oder Wölfen überfallen worden, so genau hatte sich das im nachhinein nicht feststellen lassen, und diese Bißwunden waren sowieso rätselhaft gewesen. Dorian hatte nie großartig darüber gesprochen, aber stark unter den Folgen gelitten. Er war noch unleidlicher geworden, und während anderer Phasen hatte er sich tief deprimiert gezeigt und einfach nur auf dem Sofa gesessen und ins Leere gestarrt.

Tracy hatte für ihren Mann Verständnis aufgebracht, gab allerdings auch zu, daß irgendwann mal eine Grenze erreicht war, so wie heute. Sie würde mit Dorian reden und ihm verbal in den Hintern treten, damit er sich endlich wieder einen Job suchte.

Ihr Atem hatte sich wieder normalisiert. Tracy wollte die Tür aufschließen, als sie feststellte, daß dies nicht mehr nötig war, denn die Tür war nur angelehnt.

Sie runzelte die Stirn.

Hatte Dorian die Wohnung verlassen und vergessen, die Tür zuzuziehen.

Wenn ja, war dies eine Premiere, die aber auch ins Auge gehen konnte, denn in einem großen Mietshaus wie diesem trieben sich oft fremde Personen herum, die auf derartige Nachlässigkeiten nur warteten.

In ihrem Rücken und von oben her hörte sie Schritte. Eine Nachbarin

erschien und sprach Tracy an.

»Hi, Tracy, eingekauft?«

»Wie du siehst.« Sie drehte sich um.

Die Nachbarin war auf der Treppe stehengeblieben. Eine Hand hatte sie auf den schwarzen Kunststoff des Geländers gelegt. Sie trug einen roten Mantel, dessen Farbe viel zu auffällig war, fand Tracy. »Ich will ja nichts sagen, Tracy, und ich will mich auch nicht in eure Angelegenheiten einmischen, aber eines wundert mich schon.«

»Was denn?«

»Daß du wieder allein einkaufen gehst. Oder hat Dorian einen Job angenommen?«

Tracy Ralston verdrehte die Augen. »Nein, das hat er nicht. Außerdem bist du zu neugierig, Helen.«

»Findest du?«

»Ja.«

»Das hat mit Neugierde nichts zu tun. Das kommst ganz von allein, wenn du verstehst.« Sie nickte.

Ihr scharfgeschnittenes Gesicht sah aus wie das eines Vogels, der nach irgendwelchen Körnern pickte.

»Sorry, ich verstehe nichts.«

»Die… die«, Helen deutete auf die Tür des Ralstons. »Diese komischen Geräusche.«

Tracy schluckte. Ganz ruhig, sagte sie sich. »Geräusche?« fragte sie dann leise.

»Ja.«

»Aus der Wohnung?«

Helen nickte.

»Und?«

»Nichts und. Denkst du, ich habe nachgeschaut?«

Auch wenn Tracy Ralston beunruhigt war, weil sie an die offene Tür dachte, so zeigte sie es nicht und blieb gelassen. »Dorian wird die Glotze etwas zu laut eingestellt haben.«

Helen konnte triumphieren. »Das war es nicht!« behauptete sie sehr bestimmend.

»Nein…?«

Helene lächelte und beugte sich über das Geländer. Sie wollte nicht so laut sprechen. »Es waren schon komische Geräusche, nicht genau zu unterscheiden.« Sie zog ein bissiges Gesicht. »Weißt du, die hörten sich an, als hättet ihr ein Raubtier in eurer Wohnung versteckt. Ja, ein Raubtier. So ein Fauchen und Stöhnen, meine ich jedenfalls. Kann mich aber auch geirrt haben. Die Wände verzerren den Schall ja.«

»Vielleicht einen Tiger«, sagte Tracy.

Helen merkte gar nicht, daß sie auf den Arm genommen wurde. »Ja, ein Tiger.«

Tracy prustete los. Nun erst wußte die Nachbarin, daß sie auf den Arm genommen worden war, bekam vor Ärger ein rotes Gesicht und raffte ihren Mantel zusammen. Wie eine beleidigte Leberwurst rauschte sie mit hochrotem Kopf an Tracy vorbei. Auf der letzten Stufe des Absatzes schimpfte sie noch einmal. »Da will man was Gutes tun und wird einfach ausgelacht.«

Erst als Helen nicht mehr zu sehen war, nahm Tracys Gesicht einen ernsten Ausdruck an. In ihren Augen stand die Sorge zu lesen. Die Erzählungen der Nachbarin hatten sie schon beunruhigt. Hinzu kamen die offene Tür und das merkwürdige Verhalten ihres Mannes in der nahen Vergangenheit.

Endlich bückte sich Tracy und hob die beiden Tüten an. Sie waren nicht leichter geworden, und Tracy klemmte sie unter die Arme, während sie die Tür mit dem Fuß anstieß, damit sie aufschwang.

Tracy betrat die Wohnung.

Es war nichts zu hören.

Eine seltsame Stille empfing sie in der Wohnung. Als Tracy die beiden Tüten abstellte, kam ihr das Knistern des harten Papiers überlaut vor.

Sie zog den Mantel aus und legte ihn über eine Stuhllehne. Die Stirn hatte sie gerunzelt. Ihr Blick war auf die Küchentür gerichtet, die halb offenstand. Im Flur bewegte sich nichts, aber es gab noch das Wohn- und das Schlafzimmer. Letzteres war mit dem kleinen Bad durch eine Tür verbunden.

Sie ging wieder in den Flur.

Die Stille blieb. Nur ihr Herz klopfte lauter als gewöhnlich, was sie sich auch einbilden konnte.

»Dorian…?«

Tracy hatte den Namen ihres Mannes nicht sehr laut gerufen, gerade laut genug, um gehört zu werden, doch eine Antwort erhielt sie nicht. Dorian schien die Wohnung tatsächlich verlassen zu haben, wobei er die Tür nicht geschlossen hatte, als wäre er mal eben auf einen Sprung nach draußen gelaufen. Das wollte Tracy nicht akzeptieren. Hier lief einiges nicht so, wie es hätte laufen sollen, und Tracy wurde wütend. Ihr Hals war auf einmal trocken. Sie spürte das Brennen in den Augen, und als sie in Richtung Wohnraum schaute, fand sie die Tür geschlossen.

Entschlossen ging sie darauf zu, öffnete sie ruckartig - und der Stein fiel ihr vom Herzen. Kein Mensch hielt sich darin auf. Auf dem niedrigen Holztisch stand eine halbleere Brandyflasche, auch das war normal. Kalter Zigarettengeruch lag noch in der Luft, ein Andenken ihres Mannes, der verschwunden blieb.

Sie ging wieder zurück. Jetzt brauchte sie nur im Schlafzimmer nachzuschauen. Seltsamerweise fürchtete sie sich davor, und sie

fürchtete sich auch gleichzeitig vor ihrem Mann.

Tracy drehte sich um. Dabei schaltete sie auch das Flutlicht ein. Es war sehr hell, weil es von zwei Lampen abgegeben wurde. Es streifte nicht nur an den leicht gemusterten Tapeten entlang, es fiel auch auf den rehbraunen Teppichboden, einen etwas dunkleren Untergrund, vor dem sich das andere Zeug scharf abhob.

Gelbe Flecken! Nein, keine Flecken. Das war schon Schleim, der seine Spuren hinterlassen hatte.

Sie konnte ihn sehr gut mit den Augen verfolgen und stellte fest, daß der Schleim an der Tür zum Schlafzimmer endete.

Da war jemand gegangen. Und dieser Jemand hatte Schleim verloren, wie auch immer.

Aber wer?

ER?

Es gab für Tracy nur eine Möglichkeit. Das mußte Dorian, ihr Mann gewesen sein. Er hatte den Schleim abgesondert, der gelblich schimmerte. Er verteilte sich in unregelmäßigen Abständen auf dem Boden und hörte erst an der Tür des Schlafzimmers auf, wobei ein Rest von ihm noch in Kniehöhe am Holz klebte.

Als hätte jemand etwas ausgespuckt!

Tracy schüttelte den Kopf. Für einen Moment dachte sie an Flucht. Einfach aus der Wohnung verschwinden und den Schleim ignorieren. Das wäre am besten gewesen.

Sie tat es nicht.

Dorian und Tracy waren seit dreizehn Jahren verheiratet. Okay, ihre Ehe war nicht immer der Himmel auf Erden gewesen, aber diese langen Jahre schweißten doch zusammen, und sie mußte einfach die Mauer der Furcht überspringen und in das Schlafzimmer zumindest hineinschauen.

Vielleicht war Dorian verletzt und brauchte Hilfe. Er hatte ihr einmal gesagt, daß mit dem Verschwinden der Bißwunde noch nicht alles gelaufen war. Sie hatte es nie verstanden, sich aber auch nicht getraut, weiterhin danach zu fragen.

Auch jetzt traute sich Tracy Ralston nicht, die Tür des Schlafzimmers zu öffnen. Sie fand ihr Verhalten selbst dumm, aber sie hörte auf ihre innere Stimme.

Eine Warnung…

Deshalb bückte sie sich. Das rechte Ohr drückte sie leicht gegen das Holz.

Nichts war zu hören. Im Schlafzimmer bewegte sich kein Mensch. Sie hörte nicht das geringste Geräusch. Weder eine Stimme, ein heftiges Keuchen oder Atmen, noch irgendwelche Worte, die gesprochen wurden. Es war nur still.

Das behagte der Frau wiederum nicht. Sie fragte sich auch, ob die

Nachbarin Helen sie hatte aufs Glatteis führen wollen. Möglich war das, denn Helen lebte allein und war vielleicht auf die verheirateten Frauen eifersüchtig.

Der Schleim auf dem Boden sprach gegen diese Theorie. Eine eklige Spur, die auch roch. So säuerlich und bitter, daß Tracy sich schütteln mußte. Sie dachte an Erbrochenes. Es lag durchaus im Bereich des Möglichen, daß ihrem Mann übel geworden war und er Hilfe brauchte.

Dieser Gedanke half Tracy, ihre Furcht zu überbrücken, und sie öffnete die Tür des Schlafzimmers sogar heftiger als gewöhnlich. Dabei hatte sie den Eindruck, daß sich ihr Körper spannte und größer geworden war.

Ein normales Zimmer.

Der Schrank, die Kommode, alles etwas eng beisammen, die beiden Lampen, das Fenster, vor dem die Gardinen hingen.

Und auf dem Bett ein Mann. Ihr Mann!

In der offenen Tür und direkt auf der Schwelle blieb Tracy Ralston stehen. Ihr Herz klopfte wieder viel schneller als gewöhnlich. Plötzlich brannten ihre Augen. Im Hals spürte sie wieder den Druck, und sie schaute auf die bäuchlings und reglos liegende Gestalt ihres Gatten.

Er lag da wie tot.

Und die Spur war auch noch da.

Der Schleim begann dicht hinter der Tür. In hellen, gelben Flecken zog er sich bis hin zum Bett und endete an der Seite, an der Dorian auf die beigefarbene Steppdecke gefallen war. Von seinem Gesicht konnte sie nichts sehen. Er trug normale Kleidung, einen Pullover und eine grüne Cordhose, aber an seinem Kopf fiel ihr etwas auf. Die Haare waren dichter geworden, als hätten sie in den letzten Stunden jede Menge Nachschub bekommen.

Da stimmte etwas nicht.

Die innere Stimme blieb als Warnung bestehen. Wäre die Person auf dem Bett eine fremde gewesen, so hätte Tracy sofort die Flucht ergriffen, aber es war ihr Mann, der dort lag und sich nicht rührte.

Sie saugte die Luft durch die Nase ein. Innerlich und äußerlich zitterte sie. Es wäre für sie sicherlich besser gewesen, wenn sie sich umdrehte und verschwand, das wiederum tat sie auch nicht.

Tracy wollte wissen, was mit ihrem Mann geschehen war. Zudem lag er dort noch immer wie ein Toter, die Hände hatte er zu Fäusten geballt.

Zwei Schritte ging sie nach vorn, um das Ende des Betts zu erreichen. Dort blieb sie stehen, weil etwas geschah, mit dem sie nicht gerechnet hatte.

Dorian bewegte sich. Seine Füße zuckten. Tracy wollte etwas sagen, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie brachte nur ein

scharfes Atmen hervor, mehr nicht.

Ralston zog die Beine an. Er bewegte sich dabei ähnlich wie ein Frosch, dann stemmte er sich mit den Knien gegen die weiche Unterlage, bewegte auch die Arme, damit er die Hände ebenfalls zu Hilfe nehmen konnte, und kniete plötzlich auf dem Bett, seiner Frau noch immer den Rücken zudrehend.

Tracy tat nichts. Sie starrte nur. Tief in ihrem Innern jedoch wußte sie, daß sie hier etwas erlebte, das in der Zukunft für sie nicht ohne Bedeutung war.

Tracy hörte ihn knurren und betrachtete den gelben Schleimfleck auf der Decke. Dann knurrte ihr Mann wieder. Lauter, diesmal. Und sie stellte fest, daß es ein Geräusch war, das ihr Angst einflößte.

Sie dachte an Helens Worte. Nun betrachtete sie die Erklärungen aus einem anderen Blickwinkel.

Ihre Gedankenkreisel rissen jäh, als sich Dorian wieder bewegte. Aus seiner knienden Haltung schoß er in die Höhe und erinnerte diesmal wirklich an ein Tier, das sich entschlossen hatte, aus seiner Höhle zu springen.

Der nächste Sprung.

Diesmal höher.

Dann die Drehung im Sprung!

Eine Sekunde später sah Tracy ihren Mann von vorn.

Ihr Mann?

Nein das war nicht mehr ihr Mann, das war eine Bestie!

***

Es gibt nur eine schmale Grenze zwischen dem Gelächter der Freude oder dem Lachen des Wahnsinns. Tracy Ralston stand unbeweglich auf der Stelle und wußte nicht, für was sie sich nun entscheiden sollte. Sie tat nichts, sie starrte nur und stellte sich selbst vor, einen bösen Traum zu erleben, aus dem sie irgendwann aufwachte. Ein Horrorfilm, der sich wie ein Dieb in die Wirklichkeit hineingeschoben hatte, denn was da auf dem Bett hockte, war unbeschreiblich.

Mensch oder Bestie?

Keine Antwort traf direkt zu, denn ihr Mann, ja, ihr eigener Mann, befand sich in einem Zustand der Verwandlung, der Metamorphose. Beim ersten Hinschauen konnte es so aussehen, als wäre sein Gesicht mit einem dichten Bartwuchs bedeckt. Doch es war kein Bart, sondern Fell. Dichtes, weiches Fell, das sich über seine Wangen schmiegte und auch über einen Mund, der keiner mehr war, denn das zuckende Etwas da vorn, das an der Spitze noch feucht glänzte, glich mehr einer Schnauze, zwischen deren Hälften gelbweiße Zähne schimmerten.

Tracy schüttelte sich. Es war die erste Reaktion nach der Entdeckung überhaupt. In ihr kochte etwas über.

Sie wollte schreien, aber sie konnte es nicht, auch dann nicht, als sie den gelben Geifer sah, der aus dem Mund floß.

Dann hörte sie das Knurren.

Es klang böse und vibrierte in ihrem Kopf. Zwei Augen, die nicht mehr die ihres Mannes waren, starrten sie an. Grünliche Halbkugeln mit gelben Funken in der Mitte.

Vor dem Maul warf der Schleim Blasen. Gleichzeitig tropfte er nach unten und klatschte auf die Decke.

Der böse Blick!

Er wollte sie bannen, und als Tracy mit einem Wimpernschlag die Augen schloß, um sie sofort danach wieder zu öffnen, da hatte sie instinktiv das Richtige getan.

In diesem Moment war die Verbindung zu dem, der da auf dem Bett saß, gerissen. Es gab keine Gemeinsamkeiten mehr zwischen ihnen. Es war vorbei. Dieses Wesen war nicht mehr ihr Mann, und sie wollte es sich auch nicht länger betrachten.

Tracy zog sich zurück. Daß sie dabei zitterte, war ihr egal. Sie brauchte jetzt einen Ort für sich, denn sie wußte, daß ihr Mann etwas Schreckliches von ihr wollte.

Er sprang vom Bett.

Tracy hatte in diesem Augenblick die Tür erreicht und zerrte sie auf. Daß die vordere Kante der Klinke noch gegen ihren Arm stieß, bekam sie nicht mehr mit. Der Schmerz war nebensächlich geworden. Die Tränen in ihren Augen schimmerten aus einem anderen Grund.

Sie eilte durch den Flur und kam sich vor wie eine fremde Person in einer fremden Welt. Das war nicht mehr ihre Wohnung, das war alles so schrecklich, so fremd, selbst der Hausflur beruhigte sie nicht. Tracy wandte sich nach links. Sie jagte die Treppe hoch und hielt sich am Geländer fest.

Von unten her wehten die Geräusche zu ihr hoch, als wären sie von einem Windstoß getragen worden.

Tracy sah plötzlich so etwas wie eine Hand oder eine Pranke über den Handlauf wandern. Die Pranke entfernte sich von ihr. Es bedeutete, daß ihr Mann - war es wirklich noch ihr Mann? - den Weg nach unten und zur Haustür hin nahm.

Tracy atmete auf, verlor das Gleichgewicht und sank auf den Stufen nieder. Ihre Augen brannten, die Tränen verschleierten ihren Blick. Trotzdem wunderte sie sich, daß es ihr noch möglich war, so klar zu denken und sie nicht in wilde Panik verfiel, die letztendlich alles über ihr zusammenbrechen ließ.

An eine Zeit konnte sie sich nicht mehr erinnern. So wußte sie auch nicht, wann sie sich aus ihrer Sitzhaltung erhob und mit zitternden Knien und bebenden Gliedern den Weg nach unten ging. Tracy wollte zurück in ihre Wohnung. Wohin hätte sie auch gehen sollen? Für sie

gab es keine andere Möglichkeit. Als sie vor der Tür stand, hörte sie, daß unten die Haustür geöffnet wurde.

Kein Mitbewohner sollte sie in diesem Zustand sehen, deshalb verschwand sie in ihrer Wohnung und schlug die Tür hinter sich zu. Es hörte sich an wie ein Schuß.

Mit dem Rücken berührte Tracy Ralston die Wand. Sie starrte ins Leere. Und sie fragte sich zugleich, ob sie nicht doch nur einen bösen Traum erlebt hatte.

Nein, es war kein Traum gewesen, da brauchte sie nur die Augen zu öffnen und auf den Boden zu schauen, wo sich deutlich genug die Schleimspuren abhoben.

Es gab ihn.

Es gab ihren Mann als Monster.

Ihr wurde übel. Der Weg zum Bad war zu weit. Deshalb ging sie in die Küche und übergab sich in die Spüle. Vor ihren Augen drehte sich alles, die Welt war zu einem Karussell geworden. Mit beiden Händen klammerte sich die Frau an der Kante der Arbeitsplatte fest, um nicht zu Boden zu sinken. Nichts war mehr wie früher, und nichts würde mehr wie früher sein, davon mußte sie einfach ausgehen.

Dieser Gedanke ließ wieder den Schleim in ihr hochsteigen, den sie in die Spüle spie.

Schweißnaß mit aus den Höhlen quellenden Augen kam sie wieder hoch und drehte sich um. Ihr Blick fiel dabei automatisch auf das Küchenfenster, in dem sich ihr Gesicht schwach abzeichnete.

Nein, das war nicht mehr ihr Gesicht, sie sah es als einen gegen das Glas der Scheibe geklatschten Fleck an.

Tracy wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Jedenfalls mußte sie irgendwie zur Ruhe kommen. Sie war nie ein großer Fan alkoholischer Getränke gewesen, nun aber brauchte sie einfach einen Schluck. Sie wollte die Wärme des Alkohols in ihrem Magen spüren, denn ihr war kalt, so kalt, wie es nur der Tod sein konnte.

Im Wohnraum fixierte sie die Brandyflasche auf dem Tisch. Auf ein Glas verzichtete Tracy. Sie packte die Flasche und ließ sich dabei in einen Sessel sinken.

Der Schweiß auf ihrem Körper war jetzt zu einer kalten Schicht geworden. Sie klebte wie Leim und war auch in das Gewebe ihrer Kleidung eingedrungen.

Der Brandy tat ihr gut. Er brachte das Feuer von innen, und sie nahm noch einen zweiten Schluck.

Dann stellte sie die Flasche ab. Mit diesem Geräusch kehrten zugleich die Gedanken an den erlebten Schrecken zurück. Sie sah sich wieder im Schlafzimmer stehen und auf das Wesen starren, das einmal ihr Mann gewesen war.

»Es ist noch nicht vorbei!« hatte Dorian gesagt. Jetzt glaubte sie,

seine Stimme überdeutlich als Widerhall zu vernehmen. »Es ist noch nicht vorbei…«

Was, zum Teufel, war noch nicht vorbei?

Die Verwandlung. Der Biß damals. Von einem Wolf. Und der Wolf hatte den Keim gesät. Er…

Das Telefon meldete sich. Ein scharfes Tuten. Geräusche, die die Stille brutal zerrissen und Tracy Ralston erschreckten. Sie kam sich fremd vor, denn sie wußte im ersten Augenblick nicht, wo das Telefon in ihrer eigenen Wohnung stand.

Es tutete weiter. Ein Quälgeist, der sich nur abstellen ließ, wenn sie den Hörer abnahm.

Es kostete sie eine wahnsinnige Überwindung, dies zu tun, und der Hörer wäre ihr beinahe aus der schweißnassen Hand gerutscht. Nur durch schnelles Nachgreifen konnte sie ihn halten.

»Ja…«

Das eine Wort preßte sie hervor. Sie hatte sogar damit gerechnet, daß Dorian sie anrufen würde, und dann hätte sie nicht gewußt, was sie ihm hätte sagen sollen.

Es war nicht Dorian, sondern eine fremde und ruhig klingende Männerstimme…

***

Manchmal hat der Mensch Glück, dann wieder Pech. So war eben das Leben, und wir mußten uns mit einer kleinen Pechsträhne herumschlagen, denn bei zwei Anrufen wurde uns erklärt, daß wir uns zum Teufel scheren sollten, weil die Männer der Ehefrauen oder Partnerinnen einfach verschwunden waren, ohne sich abzumelden.

Bei den McKinneys und den Goodis kriegten wir keine Verbindung, und so blieb der letzte Name auf der Liste, unter dem ich mit dem Fingernagel einen Strich gezogen hatte.

Suko kehrte zur Zelle zurück. Er hatte einigen Anrufern klarmachen müssen, daß wir das Telefon dienstlich benötigten, und er blieb in der offenen Tür stehen.

»Wie sieht es aus?«

»Mies.« Ich erzählte ihm, was ich bisher erreicht oder nicht erreicht hatte.

»Und jetzt?«

»Bleib noch ein Name. Dorian Ralston. Aber ich bin trotzdem nicht so pessimistisch, denn daß zwei Typen einfach verschwunden sind, läßt darauf schließen, wie nahe wir dran sind. Es hat sich etwas getan. Die Früchte der bösen Saat sind aufgegangen, und ich gehe einfach davon aus, daß dies auch bei den beiden folgenden so passiert ist.«

»Dann mach mal.«

Ich drückte die Telefonkarte wieder tiefer in den Schlitz und tippte

die Nummer.
Es war mittlerweile dunkler geworden. Dunst und Dämmerung hatten sich vermischt und einen Film aus grauer Asche hinterlassen, in dem die Lichter wie ferne Sterne schimmerten, an denen Wolkenschleier langsam entlangzogen.
Ich kam durch, aber es war niemand da, der abhob. Mehrmals hörte ich das Tuten. Mit jedem Geräusch vertieften sich die Falten auf meiner Stirn. Mit der freien Hand strich ich über mein Haar, hob die Schultern und wollte enttäuscht einhängen, als sich an der anderen Seite plötzlich etwas tat.
Es wurde abgehoben.
Eine schwach klingende Frauenstimme erreichte mein Ohr, die nur ein gepreßtes »Ja…« hervorbrachte.
Dieses eine Wort ließ den Adrenalinspiegel in mir anwachsen, und ich sagte sofort: »Bitte, Madam, legen Sie nicht auf…«
»Nein, nein, aber… wer sind Sie?«
»Mein Name ist John Sinclair. Wir kennen uns nicht, doch ich möchte gern mit Ihnen sprechen.«
»Warum?« Wieder nur ein Hauch. »Sie sind Mrs. Ralston?«
»Ja.«
»Ich bin Yard-Beamter, und es geht um Ihren Mann.«
»Gott!« Es klang wie ein Schrei, dann hörte ich ein Poltern, aber keine Stimme mehr.
Suko hatte längst mitbekommen, was los war, und er hatte seinen Kopf in die Zelle gestreckt, das Ohr nicht weit von meinen Lippen und dem Hörer entfernt.
»Mrs. Ralston!« rief ich. »Sind Sie noch dran?«
»Jetzt wieder.« Sie holte tief Luft. »Entschuldigen Sie, aber mir ist der Hörer aus der Hand gefallen.«
»Keine Ursache. Sie wissen vielleicht, daß es um Ihren Mann geht, und wir wollten Sie besuchen.«
Ihr schrilles Lachen drang plötzlich auf, daß ich darauf nicht vorbereitet war. Es biß in mein Trommelfell hinein. Ich war gezwungen, den Hörer vom Ohr wegzuhalten. Die Frau beruhigte sich wieder, aber ihre Stimme klang nicht normal. Bei jeder Silbe zitterte der Lautsprecher mit. »Sie wollen mit mir über meinen Mann reden, nicht?«
»So ist es!«
Wieder mußte sie lachen. Diesmal allerdings leiser. Dann gab sie Antwort. Ihre Stimme klang gepreßt. »Sie können mit meinem Mann nicht mehr reden, Mr. Sinclair.«
»Aha. Und weshalb nicht?«
»Weil es ihn nicht mehr gibt.«
»Hat er sie verlassen?« Ich stellte die Frage deshalb, weil sich die

anderen Frauen ähnlich geäußert hatten.

»Kann man so sagen, Mr. Sinclair. Nur hat er mich nicht als Mensch verlassen, sondern als Bestie!«

Die Antwort hatte gesessen. So schlimm sie auch für eine Frau wie Mrs. Ralston sein mochte, Suko und ich wußten, daß wir diesmal an der richtigen Stelle waren…

***

Die Gegend war einsam und menschenleer. Der nächste Ort lag meilenweit entfernt, war auch nur eine kleine Ansammlung von Häusern und durch eine schmale Landstraße mit der Außenwelt verbunden, denn die Straße führte über Hügel hinweg oder stach in Täler hinein, bevor sie in die Nähe größerer Ansiedlungen geriet.

Die Natur hatte hier wuchern und wachsen können. Menschenhände griffen in dieses Wachstum nicht ein, und so war so etwas wie ein kleiner Nationalpark entstanden, dessen Durchquerung ohne offizielle Erlaubnis nicht möglich war. Man wollte das Stück Natur so belassen, wie es einmal gewesen war.

Kein durch Blitzschlag oder Sturm gefällter Baum wurde abgeholt und verarbeitet. Alles blieb in seiner ursprünglichen Form und wurde den Kräften der Natur überlassen, was wiederum die Biologen, Zoologen oder Geologen erfreute, die sich mit der Natur beschäftigten.

Es war kaum zu glauben, daß sich dieser Park in einem Industrieland halten konnte, aber man hatte es geschafft. Der Park lag in der Provinz Dorset, westlich von Southampton.

An diesem Tag war der Nebel allmächtig. Er hatte sich nicht nur auf London und seine Umgebung konzentriert, dicht wie eine Decke lag er über Großteilen der Insel.

Novembernebel, wie die Menschen ihn kannten, doch in diesem Jahr war alles anders, denn der Nebel hatte etwas mitgebracht, das phantomhaft in seinem Innern leuchtete. Wie ein großer, unheimlicher Mond mit einem Zentrum, in dem sich ein Schatten abzeichnete.

Der Umriß eines Tieres.

Er war mehreren Personen aufgefallen, und diese Zeugen hatten übereinstimmend davon gesprochen, ein großes, unheimliches Tier inmitten des kalten Mondes gesehen zu haben. Ein Tier wie aus der Urwelt entsprungen. Ähnlichkeit sollte er mit einem auf den Hinterbeinen stehenden Bär oder Wolf haben, eine Projektion aus dem Reich der Geister, das für viele Personen durchaus existent war.

Dieser ungewöhnliche Mond hatte sich schon einige Male gezeigt. Er leuchtete stets dort, wo sich der Dorset National Park befand. Er stand über den Bäumen oder zwischen ihnen, so genau war es für die Zeugen nicht zu erkennen gewesen.

Doch dann hatten sie etwas gehört.

Grauenhafte, fürchterliche Geräusche, die durch den Nebel drangen und als Heultöne den kleinen Ort am Rande des Parks erreichten. Schlimme Laute, keine weltlichen, wie manche sagten. Töne, die aus der Hölle klangen, als wäre der Leibhaftige dabei, auf einer alten Blechflöte seine Botschaft zu verkünden.

Das waren die Tage und Nächte des Schreckens. So kündigten sie sich an, und jeder der Zeugen wußte, daß es erst der Beginn war. Da kam etwas auf sie und die Ortschaft zu, da hatten sich andere Reiche gemeldet, sie waren in die Wirklichkeit eingedrungen.

Aber niemand wagte es auch nur einen Schritt in die Nähe des Parks zu gehen.

Man blieb ihm fern.

Man lauschte dem Heulen.

Man sah den kalten Mond durch den Nebel schimmern wie einen riesigen Luftballon.

Und man hatte Angst…

***

Wir hatten die Haustür nicht verschlossen vorgefunden. Zwei spielende Kinder hatten sie festgeklemmt, damit sie immer wieder in den Flur hineinlaufen konnten.

Wegen des schlechten Wetters hatte die Fahrt zum Ziel länger gedauert als geplant, aber das nahmen wir in Kauf. An diesem Abend würden wir sowieso nichts mehr erreichen können und mußten auf den nächsten Tag vertrauen, falls Mrs. Ralston in der Lage war, uns die entsprechenden Informationen zu geben.

Wir klingelten an ihrer Wohnungstür, die in eine kleine Nische eingebaut worden war, und wurden von dem schnellen Öffnen überrascht. Die Frau schien an der Tür gewartet zu haben. Sie starrte uns aus großen Augen an und erkundigte sich stotternd nach unseren Namen.

Da ich bereits mit ihr am Telefon gesprochen hatte, übernahm ich auch die Vorstellung. Auf dem Gesicht der Person breitete sich Erleichterung aus, sie faßte zu uns Vertrauen. Als sie uns die Hand gab, da spürten wir noch den kalten Schweiß auf der Fläche. Das Lächeln ließ ihren Mund schief aussehen, und sie blickte uns aus klaren, wenn auch ängstlichen Augen an, die wegen ihrer Helligkeit so gar nicht zu dem schwarzen Haar passen wollten. Vom Alter her schätzte ich Mrs. Ralston auf Mitte Dreißig. Sie hatte ein rundes Gesicht. Äderchen schimmerten durch die blasse Haut.

Ihr Mund war klein, das Kinn ähnelte einem kleinen Ball.

Die Frau trug eine Schürze über der normalen Kleidung, und sie bat uns herein. »Ich war gerade beim Hausputz.« Dann lachte sie wieder

so schrill. »Spuren verwischen…«

Suko hakte sofort nach. »Welche Spuren?«

»Von ihm!«

»Meinen Sie damit Ihren Mann?«

»Ja, Mister, so wahr ich Tracy Ralston heiße, ich meine damit meinen Mann oder auch die Bestie, die einmal mein Mann gewesen ist. Sie oder er wohnt nicht mehr bei mir, und darüber kann ich dem Herrgott, falls es einen gibt, nur danken. Mittlerweile glaube ich selbst nicht mehr daran, aber kommen Sie doch rein.«

Wir wurden in ein Wohnzimmer gebeten, Platz zu nehmen. Ich setzte mich auf die Couch, Suko hatte sich einen kompakten Sessel ausgesucht. Der Bezug zeigte ein blumiges Muster, während die Couch mit ihrer beigen Farbe neutral wirkte.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Wenn Sie ein Mineralwasser haben.«

Tracy Ralston nickte mir zu, verschwand in der Küche und kehrte mit einer großen Plastikflasche zurück. Gläser hatte sie auch mitgebracht. Wir schauten ihr zu, wie sie einschenkte, und dabei zitterten ihre Hände. Den Schock hatte sie noch immer nicht überwunden. Bevor wir tranken, sagte sie, dabei ins Leere starrend: »Ich will ihn nie mehr sehen, verstehen Sie? Nie mehr, verflucht!«

Das glaubten wir ihr. Das Wasser tat uns allen dreien gut, und erst als die Gläser wieder auf dem Tisch standen, stellte ich die erste Frage, die ich zudem vorsichtig formulierte, weil ich den Schock nicht noch tiefer in Tracy festsetzen wollte. »Ihr Mann Dorian hat sich also in eine Bestie verwandelt?«

»Ja.« Ein Wort nur, aber es hatte sie innerlich erschüttert, denn sie ballte ihre Hände zu Fäusten.

»Geschah es plötzlich? Hat es Sie überrascht? Oder bedurfte es einer gewissen Zeitspanne, bis es soweit war?«

Sie schaute ins Leere, überlegte. »Nein, es geschah nicht plötzlich, aber ich habe einen Fehler begangen, denn ich habe nicht auf die Zeichen geachtet. Ich hätte wissen müssen, daß etwas geschah, und mein Mann hat es gespürt und mir auch gesagt, als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Man lieferte ihn und andere dort ein, weil…«

»Wir kennen den Grund«, sagte ich.

Das überraschte die Frau. Scharf sah sie uns an. »Moment mal, dann sind Sie wohl die beiden Polizisten, die… die…«

»Sich um den Fall gekümmert haben!« bestätigte ich.

Tracy wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie saß einfach nur da, starrte auf ihre Knie.

Dann zuckten ihre Schultern, und sie fragte leise: »Wußten Sie denn auch, daß noch etwas nachkommen würde?«

»Wir rechneten damit.«
Sie bewegte ihre Lippen, ohne allerdings etwas zu sagen. »Und Sie haben nichts getan?« Plötzlich funkelten ihre Augen, als wäre in ihnen ein Licht eingeschaltet worden. »Wirklich nichts getan? Das hätten Sie doch wissen müssen.« Die Stimme nahm an Klangkraft zu. »Sie… Sie… hätten es wissen müssen, verdammt! Sie sind doch Polizisten. Sie sind Männer, die sich auskennen. Sie sind diejenigen, die auf den Fall gestoßen sind, und Sie wissen Bescheid.«
»Nicht genau«, sagte Suko.
Tracy sprang in die Höhe. »Das kann ich Ihnen einfach nicht glauben. Nein, das ist… das ist…«
»Bitte, Mrs. Ralston, beruhigen Sie sich. Es wird alles okay werden.«
»Okay! Okay, haben Sie gesagt?« Sie stand vor uns und beugte ihren Oberkörper über den Tisch.
»Nein, verflucht! Nichts wird okay werden, gar nichts.«
»Doch, für Sie!«
»Das können Sie nicht sagen, Suko!«
»Sie sind gerettet.«
»Und mein Mann?«
Wir hoben synchron die Schultern. »Er wurde mit einem Fluch beladen«, sagte ich, »und es ist auch uns unmöglich, diesen Fluch zu brechen und Ihren Gatten wieder in einen Normalzustand zurückzuführen, möchte ich einmal sagen. Damit müssen Sie sich leider abfinden. Wir können ihn nur noch erlösen.«
»Was heißt das genau?«
»Töten!«
Tracy Ralston wurde noch blasser. Steif wie eine Marionette knickte sie in den Knien ein und nahm Platz. Nichts mehr bewegte sich in ihrem Gesicht. Die Lippen hielt sie fest zusammengepreßt, und sie war in einen Zustand hineingeglitten, der uns Furcht einjagte. Dann strich sie mit der Hand über die Stirn, als wollte sie einen Schatten wegwischen. Als sie sprach, klang ihre Stimme wieder einigermaßen normal. »Ich… ich… weiß das alles nicht«, murmelte sie, »aber mein Mann ist verschwunden. Er hat sich während meiner Abwesenheit verwandelt. Ich habe noch den Schleim, seine Spuren weggewischt, aber da war er bereits aus der Wohnung verschwunden. Einfach so. Er ist… er ist… er ist nicht mehr zu sehen gewesen. Ich hatte mich im Treppenhaus versteckt…«
In den nächsten Minuten sprudelte alles aus ihr hervor, was sie an Schrecklichem erlebt hatte. Wir hörten die Einzelheiten und mußten zugeben, daß sie schreckliche Minuten durchgemacht hatte. Sie redete tonlos, ihre Lippen bewegten sich kaum, und die Schauer auf ihrem Gesicht wollten einfach nicht weichen.
Schließlich konnte sie sich nicht mehr halten und senkte den Kopf,

als wäre sie kurz vor dem Zusammenbruch.

Ihr Glas hatte sie leergetrunken. Ich nahm es an mich und faßte auch nach der Flasche Brandy, die auf dem Tisch stand. Ein Schluck würde ihr vielleicht guttun.

Als die bräunliche Flüssigkeit in das Glas gluckerte, schaute sie hoch. Ihre Augen waren trübe geworden, als hätte sich ein Schleier vor die Pupillen gehängt. Ich schob ihr das Glas auf dem Tisch zu. »Bitte, trinken Sie!«

Tracy bewegte ihre Augen.

»Bitte!«

»Ich habe schon zwei…«

»Dann kommt es auf einen dritten Schluck auch nicht mehr an. Nehmen Sie ihn!«

Das Glas mußte sie mit beiden Händen festhalten. Sie trank und schlürfte dabei. Einige Tropfen ließ sie noch drin, bevor sie das kleine Gefäß zur Seite stellte, dann mit den Augen zwinkerte, wieder tief Luft holte und nach Worten suchte, die sie, als sie sie gefunden hatte, zu einer Frage formulierte.

»Sind Sie denn überhaupt in der Lage, meinen Mann zu finden?«

»Nicht nur ihn müssen wir stellen, die anderen vier Verwandelten ebenfalls.«

»Wie?« Sie schluckte, bewegte fahrig ihre Hände. »Alle die, meinen Sie? Alle, die zusammen mit ihm im Krankenhaus gelegen haben? Stimmt das so?«

»Nicht ganz«, erklärte Suko. »Um einen brauchen wir uns keine Sorgen zu machen.«

»Wer ist es?«

»Bill Jackson.«

»Den Namen habe ich noch nie gehört. Ich kenne die Patienten nicht, die zusammen mit meinem Mann in der Klinik lagen. Das ist mir alles zu suspekt, verstehen Sie?«

Suko nickte.

Ich hatte mir inzwischen Gedanken darüber gemacht, daß wir eine Spur finden mußten, und ich hoffte stark, daß uns Tracy Ralston dabei helfen konnte.

»Bitte, Mrs. Ralston, auch wenn es Ihnen schwerfällt, so möchte, ich Sie doch fragen, ob Sie etwas für uns tun können. Überlegen Sie genau, denn diese Verwandlung kam ja nicht von einem Tag auf den anderen. Da muß etwas vorgefallen sein. Da muß es Hinweise oder Spuren gegeben haben. Ich weiß nicht, wie vertraut sie miteinander waren, Ihr Mann und Sie, aber ich kann mir vorstellen, daß er mit Ihnen gesprochen hat. Oder liege ich da falsch?«

»Gesprochen?«

»Ja.«

»Über sein Problem gesprochen?« Ich nickte.

Tracy Ralston hob die Schultern. »Sie verlangen viel von mir, wenn ich mir überlege, was in den letzten Wochen so alles passiert ist. Sie wollen sicherlich mehr über die Zeit nach dem Krankenhausaufenthalt meines Mannes erfahren.«

»Das würden wir gern.«

Sie bat um eine Zigarette, die sie von mir bekam. Ich gab ihr auch Feuer und sah dabei zu, daß sie es kaum schaffte, die Zigarette ruhig zu halten. »Die Zeit war nicht einfach für uns beide, weil sich mein Mann doch sehr verändert hatte. Vor der Zeit in der Klinik hat er am Abend immer wieder in die Glotze geschaut, da war der Apparat für ihn das Allerhöchste, aber in den Tagen danach sah alles anders aus. Da kam er mir vor wie jemand, der sich verkriechen wollte, der sich in sich selbst zurückzog. Natürlich war ich mißtrauisch, ich habe ihn auch gefragt, aber nur Antworten erhalten, die man als nichtssagend ansehen kann. Er sprach davon, daß es nur ihn etwas anginge.«

»Haben Sie sich tatsächlich damit zufriedengegeben?« wollte ich wissen.

»Nein.«

»Was taten Sie?«

»Ich bohrte nach. Ich war aber vorsichtig, denn Dorian konnte hin und wieder jähzornig werden. Es gab da Phasen, die er nicht kontrollieren konnte.«

Ich wollte es genauer wissen und fragte: »Bei sich selbst?«

»Ja.«

»Das müssen Sie erklären.«

»Natürlich, gern. Es ging da um die Nächte, um die Träume meines Mannes. Sie müssen schrecklich gewesen sein, denn oft genug wachte er auf und sprach. Oder er schlief weiter, befand sich vielleicht in einem Zwischenstadium. Aber die Träume waren so grauenhaft, daß ich mit ihnen einfach nicht zurechtkam. Er hat sogar geheult und geknurrt, und er hat immer wieder von einem Mond gesprochen.«

»Meinte- er den normalen Mond?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Er sprach von einer Gestalt im Mond.«

»Morgana Layton«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Schon gut. Sprechen Sie weiter.«

»Es war der Mond mit dem kalten Licht, der ihn anzog. Ein… ein schrecklicher Wintermond, der kalt wie eine Scheibe am Himmel hängt und seine Kraft über die Welt verteilt, wobei sie auch meinen Mann erwischte, denn sonst hätte er darüber nicht reden können. Dieser Mond war es, dessen Schein in seine Träume eindrang, den Keim noch mehr erblühen ließ und ihm den Weg zeigte.«

»Wohin?« fragte Suko.

Tracy nickte. »Ja«, sagte sie. »Ja, das ist eine gute Frage. Wohin denn, verflucht?«

»Wissen Sie nicht Bescheid?«

»Ich überlege.«

»Also hat er etwas gesagt?«

Die Frau legte einen Finger gegen ihr Kinn und nickte mir zu. »Ja, er hat etwas gesagt. Er sprach von einem Ziel, das es zu erreichen galt. Aber nageln Sie mich bitte nicht fest, denn ich kann Ihnen nicht sagen, wo dieses Ziel zu finden ist.«

»Gab es denn keinen Hinweis?«

Tracy lehnte sich zurück. Sie schaute auf die Asche im Aschenbecher, bevor sie den Kopf schüttelte. »Ein Hinweis ist etwas anderes. Etwas Konkretes, aber er hat sich so genau nicht ausgedrückt. Er sprach von einer Ferne, von einem einsamen Platz, wo sich die Mondwölfe treffen würden. Und er redete dabei nie in einem Zusammenhang. Ich mußte mir alles erarbeiten, zudem lagen immer wieder sprachlose Nächte dazwischen, wenn Sie verstehen.«

»Erwähnte er Namen?« wollte ich wissen.

»Nein - oder…?«

»Morgana Layton! Sagt Ihnen dieser Name etwas, Mrs. Ralston?«

Sie überlegte. Mit der Zungenspitze fuhr sie über die trockenen Lippen. »Nein, eigentlich nicht. Es kann sein, daß er ihn mal erwähnte, aber ich habe ihn dann nicht verstanden. Er redete zumeist von den Mondwölfen. Das war für ihn wichtiger.«

»Mondwölfe, die sich treffen?«

»Davon gehe ich aus.«

»An einem einsamen Ort.«

»Ja.«

»Zu dem Ihr Mann wahrscheinlich unterwegs ist?«

»Auch das ist möglich.«

»Und den müssen wir auch finden«, murmelte Suko, wobei sich seine Stimme nicht eben optimistisch anhörte.

Ich schwieg und konzentrierte mich mehr auf die mir gegenübersitzende Frau, die in einer grübelnden Haltung im zweiten Sessel hockte, um das Ergebnis als Überraschung präsentieren zu können.

Wir ließen sie in Ruhe. Hin und wieder bewegte sie die Lippen. Zischlaute drangen hervor, nur keine Worte, die wir hätten verstehen können. Auch das folgende Gemurmel nicht, doch dabei hellte sich ihr Gesicht ein wenig auf.

Hatte sie den Faden gefunden?

»Da war etwas«, sagte sie leise. »Ich weiß es genau. Und ich bin mir sicher, daß ich es auch herausbekomme. Es sind nur Fragmente,

Stückwerke, aber ich habe mich daran erinnert, daß er etwas von einem Park gesagt hat, damals, als er so schlecht träumte.«

»Park?« wiederholte ich.

»Ja.« Sie nickte heftig. »Er sprach von einem Park.«

»Parks gibt es viele«, sagte Suko und zählte einige auf. »Hyde Park, Regent Park, Richmond Park und…«

»Nein, bitte nicht, Inspektor. Sie bringen mich durcheinander. Es ist wohl kein Park gewesen, der in London liegt.«

»Dann muß ich passen.«

Ich bewunderte die Frau, die sich wirklich so gut gefangen hatte. Das war nicht selbstverständlich, nach allem, was sie hinter sich hatte. Andere wären vergangen, sie hätten geschrien, sie wären durchgedreht oder in Ohnmacht gefallen. Tracy aber hielt sich ausgezeichnet, und ich dachte wieder einmal daran, wie stark die Frauen doch oft genug waren, im Gegensatz zu uns Männern.

Sie schnickte mit den Fingern. Nur dieses leise Geräusch unterbrach die lastende Stille. »Ja«, sagte sie dann, »es war ein Park, aber kein künstlicher, denke ich.«

Das überraschte uns abermals. »Können Sie das vielleicht ein wenig genauer erklären?«

»Ein Park im Land.«

Das brachte uns auch nicht viel weiter.

»Nicht hier«, sprach sie leise weiter. »In der Einsamkeit. Ich erinnere mich an die vorletzte Nacht. Da ist es besonders schlimm gewesen. Da hat er sich plötzlich in seinem Bett erhoben, war schweißnaß und flüsterte immer wieder etwas von einem Park und einer Gegend, die er unbedingt erreichen mußte.« Sie stand auf, als könnte sie unseren Anblick nicht mehr ertragen, und sie drehte uns auch den Rücken zu, als sie vor dem Fenster stehenblieb und ihrem schwachen Spiegelbild in der Scheibe zunickte. »Es war der Park, der einen bestimmten Namen hat. Dorian hat ihn auch erwähnt, und ich kenne ihn jetzt.« Sie fuhr herum. »Dorset. Ja, Dorset Park.« Sie streckte uns beide Arme entgegen. »Da… da… muß er zu finden sein.«

Ich schaute Suko an, er blickte mir ins Gesicht, und beide hoben wir die Schultern. »Uns war von einem Dorset Park nichts bekannt, aber wir kannten eine Provinz mit diesem Namen.«

»In Dorset?« fragte ich.

Die Frau hob die Schultern.

Suko war nicht so pessimistisch wie Tracy Ralston. »Wenn dieser Park tatsächlich in der Provinz Dorset liegt, dann sollten wir ihn finden können, meine ich.«

Der Ansicht war ich auch.

Wir wollten Mrs. Ralston nicht verlassen, ohne sie zu fragen, ob wir noch etwas für sie tun konnten.

Verloren lächelnd schaute sie uns an, ihre Schultern hingen durch. Sie machte den Eindruck eines Menschen, dem die Felle davongeschwommen waren. »Was sollten Sie denn noch für mich tun können?«

»Nun ja, wenn Sie wollen, können wir Sie in einem Hotel oder einer Pension unterbringen und dort unter Polizeischutz stellen.«

»Nein, Mr. Sinclair, nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Es wird Ihnen beiden seltsam vorkommen, aber für mich ist dieses Kapitel erledigt. Ich habe damit abgeschlossen. Zwar ist mein Mann noch nicht offiziell gestorben, aber für mich lebte er nicht mehr. Er ist seinen Weg gegangen, ich gehe den meinen - allein.«

»Es ist gut, daß Sie es so sehen, aber Sie werden dennoch Zeit brauchen, um alles zu überwinden.«

»Das stimmt wohl.«

»Haben Sie denn Freunde, bei denen Sie wohnen können?«

»Das schon.« Sie lächelte scheu. »Nur würde ich das nicht wollen. Ich müßte Fragen beantworten, und denen möchte ich aus dem Weg gehen. Ihnen wünsche ich viel Glück, und wenn Sie… wenn Sie… meinen Mann… ich meine Dorian… oder die Bestie sehen, dann… dann…« Sie konnte nicht mehr sprechen, es brach aus ihr hervor, sie weinte, preßte die Hände vor das Gesicht und rannte plötzlich aus dem Zimmer.

Wir hörten, wie die Tür zum Schlafraum hart zuschlug. Etwas verloren blieben wir zurück.

»Können wir noch was für sie tun?« fragte Suko.

»Bestimmt nicht.«

So dachte auch mein Freund. Trotzdem verließen wir mit einem etwas schlechten Gewissen die Wohnung.

***

Nebel, verfluchter Nebel!

Dick Donovan, der zweiunddreißigjährige Lehrer mit der langen Mähne, die schon bei zahlreichen Vorgesetzten negativ aufgefallen war und bei den Eltern der Schüler ebenfalls, schüttelte immer wieder den Kopf und schrie seinen Frust hinaus, gegen die dichten Wolken, die Leichentücher, die Aschefahnen, was auch immer.

Der Nebel kümmerte sich nicht darum. Er blieb, wie er war, legte seine feuchten Tücher um die einsame Gestalt des Lehrers, der, bevor er in seinen Opel Frontera stieg, noch die Seitenscheiben von ihrem feuchten Film befreite.

Eigentlich war er ein Idiot, sich auf diese Sache eingelassen zu haben. Aber er war nun mal mit Leib und Seele Pädagoge, und einer seiner Schüler war krank geworden. Aus diesem Grunde hatte er nicht am Unterricht in der Dorfschule teilnehmen können. Da er nicht eben zu

den besten Schülern gehörte und nicht zu sehr abfallen sollte, hatte sich Dick Donovan entschlossen, ihm an einigen Abenden Nachhilfe zu erteilen. Hinzu kam, daß die Eltern und auch der Junge nicht im Dorf wohnten, sondern auf einem einsamen Flecken Erde, wo der Vater des Jungen ein Heer von Schafen bewachte. Das Haus lag in einer Geländefalte, wäre für Dick Donovan als Wohnort zu einsam gewesen, und diese Einsamkeit potentierte sich noch, wenn die Nacht von einem grauen Nebel so erfüllt war wie diese. Da konnte man als melancholischer Mensch stumpf - oder trübsinnig werden.

Auch wenn das Dorf als Wohnort nicht eben viel Abwechslung bot, kam es Donovan im Vergleich zum Haus des Schäfers wie der Trubel einer Großstadt vor. Im Dorf hörte er wenigstens Stimmen, nahm auch andere Geräusche wahr und mußte sich nicht immer das Blöken der Schafe in den großen Ställen anhören. Das war nichts für ihn.

In drei Tagen, so hatte er dem Jungen versprochen, wollte er ihn wieder besuchen und sich mit ihm zusammen, um die »heißgeliebte« Mathematik kümmern.

Die Seitenscheiben waren sauber, die Außenspiegel ebenfalls von der Feuchtigkeit befreit, und so stieg der Mann ein. Während er startete, warf er einen letzten Blick nach rechts, wo sich die breite Fassade des Schäferhauses normalerweise immer gut abzeichnete. Nicht an diesem Abend. Da hatte der Nebel die Herrschaft übernommen, und seine Schleier schienen selbst die Lichter hinter den Fenstern zu fressen. Die Natur gehörte ihm, und Dick Donovan schloß damit die Menschen ein.

Was konnten sie schon unternehmen, wenn der Dunst dick wie Watte war?

Zum Glück kannte er sich in der Gegend aus. Er würde den Weg auch im dichten Nebel finden.

Unter den Winterreifen des Frontera knirschten kleine Steine, als er losfuhr. Daß er den Wagen bekommen hatte, hielt er für einen Glücksfall. Sein Onkel hatte beschlossen, nicht mehr zu fahren und das Auto einfach dem Neffen geschenkt, der es besser brauchen konnte und der seinen alten Renault R4 seiner Freundin Sally überlassen hatte.

Dick rollte vom Grundstück des Schäfers und erreichte den schmalen Weg, der den Namen Straße nicht verdiente. Donovan fand die Luft im Wagen verbraucht, kurbelte das rechte Seitenfenster einen Spalt nach unten und ließ frische Luft herein, wobei ihn die Nebelfetzen nicht mal störten.

Der Lehrer fuhr durch eine geisterhafte Landschaft, die manche Menschen sicherlich geängstigt hätte. Büsche, Sträucher und hin und wieder Baumgruppen begleiteten die Straße und auch ihn.

Aber alle sahen nicht normal aus, sie wirkten irgendwie gequält, verzerrt, geduckt, geisterhaft wie die Kulisse zu einem Gruselfilm, und

sie sahen auch so seltsam verändert aus.

Man brauchte nicht mal viel Phantasie mitzubringen, um in ihnen unheimliche Gestalten erkennen zu können, die sich versammelt hatten, um den einsamen Fahrer oder Wanderer allein durch ihre Anwesenheit zu erschrecken.

Wenn der Wind hin und wieder in die Nebelwand hineinblies und die Wolken an gewissen Stellen rotieren ließ oder sie sogar aufriß, dann sahen die Büsche und Sträucher aus, als wären sie von einem geisterhaften Leben erfüllt worden, das sich lange Zeit in den Tiefen der Erde verborgen gehalten hatte, um allmählich an die Oberfläche zu steigen, damit sie sich den arglosen Menschen präsentieren konnten.

Dafür hatte Dick Donovan keinen Blick. Seine Gedanken beschäftigten sich bereits mit dem folgenden Tag, an dem er eine Klassenarbeit schreiben lassen wollte.

Er mußte lächeln, wenn er an seine Schüler dachte. Einige zitterten schon davor, aber auch er hatte früher oft genug gezittert, dieses Gefühl war ihm nicht fremd.

In der Schule trafen Jungen und Mädchen aus weiter entfernten Nachbarorten zusammen, denn nicht in jedem Dorf gab es eine Schule.

Das Licht der Scheinwerfer bohrte sich in den Nebel, mit geringem Erfolg. Er schluckte das Licht wie jemand, dessen Durst nie gestillt werden konnte.

Und trotzdem war das Licht hell.

Zu hell!

Dieser helle Schein inmitten des Nebels riß Donovan aus seinen Gedanken. Er konnte dafür jede Erklärung abgeben, nur eine nicht. Dieses Licht stammte nicht von seinen Scheinwerfern, so stark waren sie nicht. Er sah vor sich einen riesigen Kreis, als wäre der Mond aus dem All auf die Erde gefallen.

Er bremste, weil er das Gefühl hatte, der Kreis würde mitten auf dem Weg stehen.

Dann schaute er genauer hin, während die Wischer mit einem leisen »Flapp-Flapp« über das Glas der Scheibe glitten.

Es war nicht nur der Kreis, es war auch sein Inhalt, der Dick mehr erschreckte als überraschte.

Inmitten der Rundung sah er den Schatten einer Bestie!

ENDE des ersten Teils